

Jacques de Watteville, Elham Manea, Matthias Glarner

DIE WELTWOCHEN

Nummer 35 – 1. September 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90


Literatur-Extra
Leon de Winter, Lukas Hartmann,
Alex Capus u. a.

Frauen und Macht

Von Jeremias Gotthelf
bis Hillary Clinton



4 194 07 006 90 2 35



TRAUEN SIE KEINER
BODENHEIZUNG
ÜBER 25.
SANIEREN STATT
ERSETZEN.

Ist Ihre Bodenheizung älter als 25 Jahre? Dann besteht die Gefahr, dass die Rohre schon spröde und verschlammte sind. Warten Sie nicht, bis ein teurer Ersatz nötig ist. Spülungen und einfache Reinigungen führen nach kurzer Zeit häufig zu noch grösseren Problemen. Unser HAT-System hingegen versetzt Ihre Bodenheizung wieder in den Neuzustand. Günstig und ohne Baustelle.

Vereinbaren Sie jetzt eine Zustandsanalyse mit unseren Fachleuten:
www.naef-group.com/bodenheizung oder auf der **Gratis-Infoline 0800 48 00 48.**

 **Naef**
GROUP

Martha Washington, die erste First Lady der USA, bezeichnete sich als «Staatsgefängene». Auch Michelle Obama kann es nicht erwarten, aus dem «grossen weissen Käfig» abzuhausen. Doch die Frauen, die sich Nacht für Nacht neben



«First Women»: Kate Andersen Brower.

dem mächtigsten Mann der Welt ins Bett legen, sind weit einflussreicher, als es das Hofzeremoniell vermuten lässt. Die Journalistin Kate Andersen Brower hat Hunderte Interviews im Machtzirkel des Weissen Hauses geführt und über die zehn letzten First Ladies ein packendes Buch («First Women») geschrieben. «Sie greifen hinter den Kulissen mit Kalkül und Gerissenheit in das Machtpoker ein», sagt sie im Interview mit der *Weltwoche*. So ebnete Rosalynn Carter den Boden für den Frieden zwischen Ägypten und Israel. Und Nancy Reagan stellte die Weichen für eine Annäherung an die Sowjetunion. Browsers Offenbarung inspirierte zur Frage: Sind Frauen bessere politische Führer? Ein Blick zurück in die Vergangenheit lässt Zweifel aufkommen, ein Ausblick auf eine amerikanische Zukunft mit Hillary Clinton, die von Feinden als Lady Macbeth bezeichnet wird, erst recht. «Abgesehen von reiner physischer Gewalt, wo Männer vorne liegen, gibt es keine Unterschiede in Sachen Aggression zwischen Männern und Frauen», sagt der deutsche Biologehistoriker Thomas Junker. Auf dem Boden der Normalsterblichen indessen ist für viele Frauen die Macht noch immer eine Fremde, mit der sie nicht richtig warm werden. Aller öffentlichen Ermutigung zum Trotz greifen auch heute nur wenige nach ihr. «Je erfolgreicher eine Frau wird, desto unbeliebter wird sie in der Regel»,

stellt Gesellschaftsredaktorin Claudia Schumacher fest. Historiker Christoph Mörgeli beleuchtet das Machtgefüge der Paarbeziehungen bei den zwei grossen Schweizer Chronisten, Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller. **Seite 18–27**

Kaum bemerkt von der Öffentlichkeit, tobt ein Machtkampf der Kantone. Es geht um den nationalen Finanzausgleich – und um einen Poker um Hunderte von Millionen Franken, wie Inlandchef Philipp Gut zeigt. 2017 werden nämlich 771 Millionen Franken mehr umverteilt, als nötig wäre, um die gesetzliche Mindestausstattung zu erreichen. Das Problem dieser sogenannten Überdotierung ist von allen Kantonen anerkannt, dennoch stellen sich nun einige Nehmer quer und sabotieren einen Reformvorschlag, den Vertreter beider Seiten – der Geber und der Nehmer – einstimmig verabschiedet haben. Diese Obstruktion treibt die Finanzdirektoren von Zug und Zürich, Heinz Tännler und Ernst Stocker, auf die Barrikaden: Es reiche jetzt, Solidarität sei keine Einbahnstrasse. **Seite 36**

Oft wird beanstandet, gemässigte Muslime würden sich zu wenig gegen die Extremisten wehren. Elham Manea kann man dies für wahr nicht vorwerfen. Die gebürtige Jemenitin hat Zugang gefunden zu den innersten Zirkel der britisch-muslimischen Parallelgesellschaft und vier Jahre lang die staatlich anerkannten Scharia-Räte erforscht. Ihr Buch hat in Grossbritannien eine grosse Debatte ausgelöst: Manea zeigt auf, dass die religiösen Schiedsgerichte von Fundamentalisten kontrolliert sind und zum Teil drastische Urteile fällen, die nicht einmal in Pakistan Bestand hätten. Manea wohnt seit 22 Jahren in Bern. Rico Bandle hat die mutige Frau zu Hause besucht. **Seite 48**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER ALL-BRANCHEN PORTAL

Auf www.stellen-anzeiger.ch publizieren
und von attraktiven Konditionen profitieren.

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.stellen-anzeiger.ch

STELLEN-ANZEIGER
Das Schweizer-Jobportal

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Anton Beck (*Assistent*)
Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Adextra
Tarife und Buchungen: info@adextra.ch
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Gesucht: Insider mit Informationen aus der Blackbox Beznau

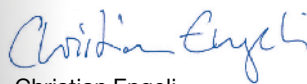
Das Atomkraftwerk Beznau hat fast 1000 Schwachstellen im Herzstück der Anlage. Darum steht Reaktor 1 seit über einem Jahr still. Die Betreiberin Axpo will das Kraftwerk dennoch wieder in Betrieb nehmen. Das finden wir grobfahrlässig. Denn ein Versagen des Herzstücks könnte zu einem schweren Atomunfall führen, von dem Millionen Menschen direkt betroffen wären.

Wir finden: Die Bevölkerung hat das Recht zu wissen, wie gross das Risiko ist. Aber dagegen wehrt sich die Axpo. Von einem rund 1000-seitigen Bericht zum Zustand des Reaktors hat man uns gerade mal ein paar wenige Seiten überlassen. Der ganze Rest bleibt im Dunklen. Darum richte ich folgende Bitte an Sie:

Haben Sie vertrauliche, nicht öffentlich zugängliche Informationen zum Zustand des AKW Beznau?

Zeigen Sie Zivilcourage und kontaktieren Sie uns. Wie Sie am besten dabei vorgehen und mit welchen Risiken zu rechnen ist, erfahren Sie unter www.1000seiten.ch

Ich danke Ihnen im Namen der Bevölkerung für Ihre Hilfe.



Christian Engeli
Kampagnenleiter Greenpeace Schweiz

PS: Sie selbst haben keine geheimen Informationen, fordern aber ebenfalls Transparenz zum ältesten AKW der Welt? Unterstützen Sie uns mit Ihrer Unterschrift auf www.byeyebesnau.ch

GREENPEACE

Schweizer à discrétion

Es ist ein Privileg, Schweizer zu sein. Masseneinbürgerungen sind falsch. Von Roger Köppel

Wenn einem die alten Schweizer Wähler davonlaufen, muss man neue Schweizer Wähler fabrizieren. Das ist die Logik hinter der neuen SP-Kampagne, die Ausländern schneller zum Schweizer Bürgerrecht verhelfen will. Parteipräsident Christian Levrat und Fraktionschef Roger Nordmann profilieren sich als Schweizermacher mit dem Ziel, die eigene Partei zu stärken. Die Hoffnung geht dahin, dass unter den ausländischen Neuschweizern viele SP-Sympathisanten sind, die vom Staat leben und daher auf eine Partei angewiesen sind, deren Ziel darin besteht, die soziale Wohlfahrt auf möglichst viele Personen auszudehnen. Es hat eine gewisse Ironie, dass die einstige Arbeiterpartei sich heute vor allem für Leute einsetzt, die nicht arbeiten, um stattdessen die Erträge jener zu ernten, die arbeiten. Es soll ein Reserveheer an Staatsabhängigen herangezogen werden.

Derweil steigt die Nachfrage nach dem Schweizer Pass rasant. Das zeigen brandneue Zahlen. Im ersten Halbjahr 2016 liessen sich 27,7 Prozent mehr einbürgern als im gleichen Zeitraum des Vorjahrs. 2015 kletterte die Gesamtzahl der Einbürgerungen auf über 40 000. Das ist fünf- bis sechsmal höher als der Durchschnittswert der achtziger Jahre. Seit der Jahrtausendwende wurden insgesamt sage und schreibe 630 000 Ausländer in Schweizer verwandelt, also fast zehn Prozent der Gesamtbevölkerung. Die Behauptung der SP-Chefs, die Schweiz sei geizig bei der Verteilung der Bürgerrechte, entbehrt jeder Grundlage. Europaweit bürgert die Schweiz hinter Grossbritannien, Frankreich, Spanien, Deutschland und Italien am meisten Leute ein, und zwar in absoluten Zahlen. Umgelegt auf tausend Einwohner, hat die Schweiz eine der höchsten Einbürgerungsraten der Welt. Am grosszügigsten verscherbeln die rot-grünen Städte Bern und Zürich das Bürgerrecht. Das erklärt, warum Levrat und Nordmann in die Offensive gehen. Der Schweizer Pass ist die neue linke Wunderwaffe im Kampf um politische Marktanteile.

Muss uns die inflationäre Vergabe des Schweizer Bürgerrechts beunruhigen? – Ja.

Gewiss: Die Schweiz ist kein Blut- und Boden-Staat. Die Idee der «homogenen Kulturturnation» ist uns fremd. Die Schweiz wird durch ihre freiheitliche, direktdemokratische Verfassung zusammengehalten und nicht



«Es braucht demokratische Reife.»

durch eingebilddete ethnisch-geburtsmässige Exklusiveneigenschaften ihrer Bevölkerung. Die Klassiker der schweizerischen Staatslehre haben immer betont, dass «Schweizer» ein rechtlich-politischer Begriff sei, dass jeder Mensch ein guter Schweizer werden könne ungeachtet der Herkunft, Konfession und Hautfarbe, solange er sich mit den schweizerischen Gesetzen und Gebräuchen identifiziere. Dieses aufgeklärte politische Selbstverständnis bedeutet ein grosszügiges Angebot. Schon die süddeutschen Bauern der frühen Neuzeit, die sich von ihren Adligen geknechtet fühlten, wollten «Schwyzer» werden. Jahrhundertlang blieb die Eidgenossenschaft ein Sehnsuchtsort für viele, die Freiheit, Selbstbestim-

mung und Sicherheit suchten. Auch der heutige Heiss hunger nach dem Schweizer Pass hat mit dem weltoffenen Charakter unseres Staats zu tun.

Auf der anderen Seite: Die Schweiz muss aufpassen, dass sie sich vor lauter Offenheit nicht selber abschafft. Freigiebigkeit kann leicht in Masslosigkeit umschlagen. Einbürgerung ist ein besonders heikles Thema, weil kein anderes Land den Bürgern mehr Macht gibt und mehr Souveränität. Die Schweizer Demokratie funktioniert allerdings nur deshalb so gut, weil sich die Schweizer über Generationen hinweg eine gewisse Übung im Umgang mit ihrer Demokratie angeeignet haben. Man kann die Leute nicht von oben per Dekret verschweizern, wie Levrat und Konsorten meinen. Die direkte Demokratie ist auch kein Exportartikel, der sich anderen Ländern und Kulturen leichthin überstülpen lässt.

Der berühmte Zürcher Staatsrechtler Zacaria Giacometti sprach von der «demokratischen Reife» der Schweizer. Darunter verstand der grosse Gelehrte einen über Generationen gewachsenen Freiheitssinn, ein Gespür für Mass und Mitte, das wache Sensorium für die individuellen Menschen- und Minderheitenrechte, die oft gegen den Zeitgeist hochgehalten wurden: «Ja, die Schweiz bildet einen einzig dastehenden Fall von Demokratie, wo das Volk als Gesetzgeber selbst Hüter der Menschenrechte ist, und sie erbringt damit in schönster Weise den lebendigen Beweis der Existenzmöglichkeit eines echten, eines freiheitlich demokratischen Staates.» Damit das Volk seiner Rolle als oberster Hüter seiner Freiheit gerecht werden konnte, brauchte es für Giacometti jene staatsbürgerlichen Traditionen und überlieferten Einstellungen, die er «demokratische Reife» nannte.

Giacometti hatte recht. Die Schweiz ist mehr als das kalte Gerippe ihrer Gesetze und Verfassungsnormen. Die direkte Demokratie lebt von Voraussetzungen, die ausserhalb ihrer Rechtsordnung liegen. Jeder, der sich ernsthaft bemüht, kann Schweizer werden, aber unser System ist eben anspruchsvoll und verletzlich. Es braucht die «demokratische Reife» der Bürger, damit die direkte Demokratie nach Schweizer Art gelingt. Daraus folgt, dass man die Zusammensetzung der Stimmbevölkerung, dass man die gewachsene Vielfalt des Staatsvolks nicht überstürzt und wahllos ändern sollte. Die Levrat-Strategie der ungebremsten Einwanderungen, der mehrfachen Staatsbürgerschaften und der massenhaften Einbürgerungen verfolgt exakt diesen Zweck. Doch es geht den Linken nicht einfach darum, angebliche «administrative Hürden» zu senken, sie beabsichtigen, den Wahlkörper schweizweit nach dem Vorbild der rot-grünen Städte umzubauen.

Halten wir dagegen: Es ist ein rares Privileg, Schweizer zu sein. So sollte es bleiben.

Damit Sie
ganz Frau
bleiben.

Brustkrebschirurgie. Eines der Fachgebiete
in Ihrer Privatklinik für Chirurgie
und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





Es geht um
viel mehr
als den Sieg.

Grosse Emotionen am UBS Kids Cup erleben.
ubs.com/kidscup





Letzte Mission: Jacques de Watteville. Seite 40



Frauen zwischen Liebe und Erfolg: Seite 24



Selbstbewusste Musliminnen: Seite 53



«Wir müssen kämpfen»: Elham Manea. Seite 48

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 Kommentar Wettbewerb, nein danke

11 Im Auge Franz Julen, Manager

12 Umwelt Es geht nicht

12 Wirtschaft Frühlingsgefühle in Britannien

13 Religion Kulturkampf am Strand

13 Studien Herber Charme

14 **Netz sichern, Fesseln sprengen!**

Die Schweiz braucht eine Volkspension

16 Personenkontrolle Schneider-Ammann, Leuthard, Rohani, Maurer, Fluri, Fassbind, Gisler, Peyer, Müller, Rudert, Burkhalter, Gontard, Jimenez, Merkel

17 Nachruf Walter Scheel, Politiker

18 **In den Privatgemächern der Macht**

First Ladies verstehen es, raffiniert in die Macht einzugreifen

22 **Flintenweiber**

Sind Frauen bessere politische Führer?

24 **Die Macht der Natur**

Dünne Luft für Karrierefrauen

26 **Göttliche Mittlerin, bürgerlich Tugendhafte**

Das Frauenbild von Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller

28 Die Deutschen Sturmwarnung

28 Wirtschaft Blackout

29 Brief aus Berlin Wohlwollende Unschärfe

30 Mörgeli Rahmenbedingungen statt Rahmenvertrag

30 Bodenmann Weltkrieg 2.0: SVP kämpft für die USA

31 Medien Keine Frage der Moral

31 Gesellschaft Tut mir leid

32 Grundbegriffe des Lebens Linus Reichlin über «Heimat»

34 Darf man das? / Leserbrief

Hintergrund

36 **Kampf der Kantone**

Der Finanzausgleich ist aus den Fugen geraten

39 Sozialhilfe Eritreische Hochzeit in Saus und Braus

40 **Kunst der Einfühlung**

Chefunterhändler Jacques de Watteilles letzter Auftrag

43 Bundesgericht «Ringling»-Siedlung in Zürich-Höngg

44 **«Ein brutal offener Markt»**

Anton Affentranger, Konzernchef von Implenia

46 **Wie teuer ist die Finma?**

Die Kosten der überbordenden Regulierung

48 **Scharia, mitten unter uns**

Studie der Berner Politologin Elham Manea

51 Burkini Die Beliebtheit des Ganzkörper-Badeanzugs

53 Türkei Assad als lachender Dritter



«Irgendwann wird die Wahrheit ans Licht kommen»: Autor de Winter. Seite 56

Interview

56 «Islam? Ich bleibe optimistisch!»

In seinem furiosen Roman «Geronimo» zweifelt Leon de Winter die offizielle Version des Todes von Osama Bin Laden an

Stil & Kultur

54 **Ikone der Woche** Matthias Glarner, Schwingerkönig

56 **Bestseller**

59 **Klassiker** «Spiegel, das Kätzchen» von Gottfried Keller

60 **Literatur** «Das Leben ist gut» von Alex Capus

61 **Boulevard** Lukas Hartmann und Simonetta Sommaruga

62 **Geschichte** Nikolaus Wachsmann über nationalsozialistische Konzentrationslager

63 **Politik** «Die Macht am Mittelmeer» von Wolf Lepenies

64 **Krimi** Neues aus der Schweiz

67 **Sprache** Synonyme

68 **Top 10**

68 **Kino** «Wiener-Dog»

69 **Jazz Classic** 1936–1947

70 **Namen** Juwel an der Oder

71 **Hochzeit** Livia Scherrer und Thomas Waser

71 **Thiel** Selbstradikalisiert

72 **Wein** Christoph Künzli Le Piane Colline Novaresi DOC 2011

72 **Zu Tisch** Restaurant Tom Wickboldt, Seebad Heringsdorf

73 **Auto** BMW 750Li xDrive

74 **MvH trifft** Nadia Damaso, Kochbuchautorin

Autoren in dieser Ausgabe

Remona Aly



Die Journalistin schreibt für den britischen *Guardian* und ist Kommentatorin des BBC Radio 2. Sie erklärt, warum für sie der Burki als

Ganzkörper-Badeanzug das wachsende Selbstbewusstsein der muslimischen Frauen symbolisiert. Seite 53

Hubert Spiegel



Der deutsche Journalist und Literaturwissenschaftler ist Redaktor im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Im Literatur-Spezial dieser Ausgabe rezensiert er

den neusten Roman von Alex Capus, «Das Leben ist gut». Seite 60

Das Weltwoche-«Taschenheft».

Mit den Weltwoche-Apps für das iPhone oder das Android-Smartphone haben Sie auch unterwegs die Weltwoche immer dabei.



DIE WELTWOCH



© Cunard

«Queen Mary 2»: Mythos Transatlantikpassage

An Bord der «Königin der Meere»

Die Transatlantikpassage zwischen New York und Southampton zählt zu den wenigen Dingen, die man einmal im Leben gemacht haben sollte. Geniessen Sie den Indian Summer in New York und anschliessend die unvergessliche Überfahrt an Bord des letzten wahren Ocean-Liners: der «Queen Mary 2».

In New York erleben Sie die Sehenswürdigkeiten des Big Apple und logieren direkt am Broadway im 4-Sterne-Hotel «Marriott Marquis». Am fünften Tag geht es zum Hafen, wo Sie die Crew der «Queen Mary 2», kurz «QM2» genannt, bereits erwartet. Auf zwölf Passagierdecks bietet das 345 Meter lange Flaggsschiff der britischen Reederei Cunard Line jede erdenkliche Annehmlichkeit – vom einzigen Planetarium auf See über die grösste schwimmende Bibliothek der Welt bis zum Luxus-Spa.

Abends zeigt sich die «QM2» von der glamourösen Seite: Das Bord-Orchester, erstklassige Shows und Konzerte sowie zahlreiche Bars und Lounges garantieren beste Unterhaltung.

Sie übernachten in einer komfortablen Aussen-, Balkonkabine oder Suite und dinieren am reservierten Tisch im grosszügigen «Britannia»-Restaurant. Als VIP-Passagier geniessen Sie eine exklusive Führung durch die Küchenwelt und einen Cocktailempfang durch einen hochrangigen Schiffsoffizier.

Höhepunkte der Reise:

- 1. Tag: Anreise nach New York**
 - Flug Zürich–New York
 - Rundgang Broadway und Times Square
- 2. Tag: Unvergessliches Manhattan**
 - Greenwich Village und Chinatown
 - Midtown mit St. Patrick's Cathedral und Rockefeller Center
 - Empire State Building und Central Park
- 3. Tag: Harlem und Bronx**
 - Gospelgottesdienst in Harlem, Bronx-Rundgang
- 4. Tag: Freiheitsstatue, Ellis Island und Wall Street**
 - Schifffahrt zur Freiheitsstatue
 - Besuch von Ellis Island und Financial District
 - Ground Zero mit 9/11-Memorial
 - Abendessen im Drehrestaurant des Hotels
- 5. Tag: Mit der «QM2» in Richtung Atlantik**
 - Einschiffung und Ausfahrt aus dem Hafen
- 6. bis 11. Tag: Auf hoher See**
 - Exklusive Führung und Cocktailempfang
 - Sport, Entspannung und Unterhaltung
- 12. Tag: Ausschiffung in Southampton**
 - Rückreise und Flug London–Zürich

Platin-Club-Spezialangebot

Indian Summer in New York und Transatlantikpassage nach Southampton

Reisetermin:

21. Oktober bis 1. November 2016

Leistungen:

- Flug Zürich–New York bzw. London–Zürich (inkl. Gebühren)
- Alle Transfers (in New York teils mit ÖV)
- 4 Übernachtungen mit Frühstück im «Marriott Marquis»
- 2 Abendessen (1. und 4. Tag)
- Ausflüge und Besichtigungen gemäss Programm
- Transatlantikpassage an Bord der «QM2»
- 7 Übernachtungen mit Vollpension in der gebuchten Aussenkabine/Suite
- Hafen- und Sicherheitsgebühren

Spezialpreise:

Ab Fr. 5895.– pro Person (je nach Kabine)
Zuschlag für Alleinreisende: ab Fr. 2700.–

Anmeldung:

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platinclub.
Mindestteilnehmerzahl: 20 Personen

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, Locarno
www.mondial-tours.ch
Mitglied des Garantiefonds der Schweizer Reisebranche

www.weltwoche.ch/platinclub



Wettbewerb, nein danke

Von Beat Gygi — Die EU-Kommission geht gegen Apple und Irland vor, weil sie den Steuerwettbewerb fürchtet. Die ganze OECD ist auf diesem Kurs.



Kampf gegen Gewinnverlagerung: Vestager.

Die Europäische Kommission fordert vom amerikanischen Computerkonzern Apple Steuernachzahlungen im Umfang von rund 13 Milliarden Euro plus Zinsen, weil Apple von 2003 bis 2014 in Irland unzulässige Steuervergünstigungen genossen habe. Die EU-Zentrale hat allerdings nicht direkten Zugriff auf den Informatik-Riesen, vielmehr nimmt die Kommission das EU-Mitglied Irland ins Visier und befiehlt der irischen Regierung, sie müsse von Apple die Nachzahlung verlangen. Der Vorwurf lautet, Irland habe durch seine Steuerregimes gewissen Firmen Unterstützung gewährt, die gegen die Beihilfavorschriften der EU verstießen.

Lücken im Netz

Die für EU-Wettbewerbspolitik zuständige Kommissarin Margrethe Vestager (Dänemark) hat beim Vorstellen des Kommissionsentscheids zwar ausführlich steuertechnische Kniffe von Apple kritisiert, im Grunde aber vor allem das EU-Mitglied Irland gerüffelt – ähnlich wie man einem Sportler vorwirft, er habe durch Doping die Wettkampffregeln verletzt. So entstand der Eindruck: Wettbewerbskommissarin Vestager schafft Ordnung im EU-Binnenmarkt. Wer mit unfairen Mitteln kämpft, erhält eine Strafe – und wer Fairness wiederherstellt, erhält Applaus.

Es gibt aber auch eine andere Sichtweise: Das flexible Irland hat sich als günstiger Steuerstandort profiliert, seine Vorteile ausgespielt und damit all die Länder mit hohen Steuern und schwerfälligen Bürokratien zu sehr gestört. Deshalb musste es gemassregelt werden. Die Schweiz hat ganz Ähnliches erfahren, als das Land von der erdrückenden Masse der OECD-Mitglieder so weit gebracht wurde, bestimmte kantonale Besteuerungsregeln für Beteiligungsgesellschaften aufzugeben, weil diese Arrangements den Hochsteuerländern nicht gefielen. Die Folge war, dass die Schweizer Politik mit der Unternehmenssteuerreform III nun versucht, den Wegfall der kritisierten Steuerregeln halbwegs auszugleichen, indem Kantonssteuern allgemein gesenkt und neue spezielle Arrangements wie etwa die Patentbox eingeführt werden – Ausnahmeregelungen, die zurzeit nicht auf der OECD-Verbotsliste stehen.

So gesehen war Vestagers Auftritt besonders pikant: Die EU-Wettbewerbskommissarin greift durch, um dafür sorgen, dass der Steuerwettbewerb eingeschränkt wird. Die Wettbewerbschüterin hat also die Aufgabe, dafür zu sorgen, dass der Wettbewerb nicht zu schmerzhaft wird. Dies liegt genau auf der Linie des von den G-20 seit längerem gewünschten und 2014 lancierten OECD-Projekts Beps (Base Erosion and Profit Shifting), das ausgedeutet heisst: ein unter den Regierungen koordinierter Kampf gegen die Aushöhlung der Steuerbasis und gegen die Gewinnverlagerung innerhalb von Unternehmen, die wie Apple, Amazon, Starbucks und Tausende andere ihre Gewinne lieber an Standorten ausweisen, an denen die Steuern niedriger sind.

In den vergangenen Jahren hat die «internationale Koordination gegen legale Steuer-Vermeidung in multinationalen Unternehmen» stark an Kraft gewonnen. Die Steuerbehörden haben aufgerüstet, um die Firmen trotz ihrer Beweglichkeit einzufangen. Es zeichnet sich ab, dass die Steuerbehörden in gegenseitiger Absprache den international tätigen Unternehmen mehr und mehr befehlen werden, in welchen Ländern sie wie viel Gewinn zu versteuern haben. Ebenso ist aber zu erwarten, dass es in solchen kartellähnlichen Ordnungen zwangsläufig zu Streitereien und Lücken im Netz kommen wird, so dass Länder wie die Schweiz immer wieder die Chance haben, ihre Gastfreundlichkeit auszuspielen.

Bin i en Kiosk?



Franz Julen, Manager.

Er wird an der Front auftauchen und an Polo Hofers Lied denken müssen: «Bin i gopfriedstutz en Kiosk, oder bin i öppen e Bank?» Und feststellen: «Ich bin beides.» Franz Julen, 58, wird nächstes Jahr Verwaltungsratspräsident der Kiosk-Kette Valora, die durch die Zeitungs- und Zeitschriftenkrise und die Ausgrenzung der Raucher in Turbulenzen geriet und nebst Lottozetteln auch Handy-Abos, Becherkaffee, Sandwiches, Schokoriegel und sogar Konsumkredite feilbietet. Julen hat den Sporthändler Intersport innert achtzehn Jahren zur Nummer eins weltweit aufgebaut, mit 6000 angeschlossenen Läden in 67 Ländern und elf Milliarden Euro Umsatz, und er war dauernd unterwegs, um den Puls der Kundschaft zu fühlen. «Business is people», erklärt er das Erfolgsprinzip. Und nie habe er einen Bankkredit in Anspruch nehmen müssen. Auf die Piste ging er mit einer Wirtschaftsmatur des Kollegiums Brig, und angefangen hat es mit seinem Bruder: Max Julen wurde 1984 in Sarajevo Olympiasieger im Riesenslalom, und Franz war sein Betreuer im Hintergrund. «Max hatte das Talent, ich den Ehrgeiz», sagte Franz (schon der Vater Martin Julen war Slalomsieger am Lauberhorn). Franz vermarktete den drei Jahre jüngeren Skirennfahrer mit einem Rundum-Service, auch als Reporter für das Lokalradio und als Sportjournalist für den *Blick*. Er nahm sich als persönlicher Manager der Skikönigin Vreni Schneider an und schrieb die Biografie Pirmin Zurbrigens. Eins entwickelte sich in seinem Lebenslauf aus dem andern wie ein Slalom von Tor zu Tor: Franz Julen arbeitete für den innovativen Unternehmer Marc Biver, dann für die Skimarke Völkl und avancierte zu deren CEO. Eigentlich hatte er sich vorgenommen, nach dem langen Intersport-Abschnitt wieder im heimatlichen Zermatt, wo die Julens als Bergführer und seit 1910 als Hoteliers tätig sind, Fuss zu fassen und die Bergbahnen aufzurüsten. So wie er, als er fünfzig geworden war, sich den Wunsch erfüllte, endlich das «Hore» zu besteigen, das Matterhorn. Peter Hartmann

Es geht nicht

Von Markus Schär — Ohne Zwang, behaupten die Grünen, sei die Welt nicht zu retten.

Der Machbarkeitswahn hat ein neues Motto – dank den Grünen, die seit einem halben Jahrhundert gegen den Machbarkeitswahn kämpfen: «Es geht.» Kein Problem, den Ressourcenverbrauch der Schweizer bis ins Jahr 2050 auf ein Drittel einzuschränken, wie es die Initiative für eine «grüne Wirtschaft» fordert, über die das Volk am 25. September abstimmt. Kein Zwang also, kein Verbot von Fliegen oder Fleischessen, denn: «Es geht.»

Wie es geht, erklärte der grüne Nationalrat Bastien Girod im Gespräch mit der *Weltwoche*: «Allein mit den Massnahmen, die das Klimaabkommen von Paris vorsieht, liesse sich der ökologische Fussabdruck auf eine Erde verringern.» Im letzten Dezember versammelten sich die Oberhäupter aller Staaten in Paris und erklärten nach zwei Wochen Wortklauberei die Welt für gerettet: Sie verpflichteten sich, den CO₂-Ausstoss ihrer Länder so einzuschränken, dass die Erderwärmung – so sie sich denn an die Modellrechnungen hält – «deutlich unter zwei Grad» bleibt.

Das Abkommen tritt in Kraft, wenn es 55 Staaten mit insgesamt 55 Prozent des weltweiten CO₂-Ausstosses ratifizieren. Das haben bisher 23 Staaten getan; sie stossen allerdings zusammen nur ein Prozent des CO₂ aus. Dagegen kämpft die EU um eine gerechte Verteilung der Lasten: Sie will insgesamt ihren Ausstoss bis 2030 um 40 Prozent senken, keines der Länder geht aber darüber hinaus – und Grossbritannien mit seiner strengen Klimapolitik fällt weg. Immerhin wollen US-Präsident Obama und Chinas Staatspräsident Xi die Ratifikation bekanntgeben, bevor sie sich am 4. und 5. September zum G-20-Gipfel im chinesischen Hangzhou treffen.

Nur: Obama braucht für Verträge eigentlich eine Zweidrittelmehrheit im (republikanischen) Senat, und Xi schränkt sein Land als grössten Emittenten gar nicht ein: Die Schwellenländer, mit insgesamt zwei Dritteln des CO₂-Ausstosses, können weitermachen wie bisher. Was das heisst, sagte US-Aussenminister John Kerry vor Paris noch offen: «Auch wenn die Industrienationen ihre Emissionen auf null zurückfahren, genügt dies nicht.» Für die Schweiz versprach Bundesrätin Doris Leuthard, den Ausstoss bis 2030 zu halbieren – dieses Ziel liesse sich nur mit schmerzlichen Einschränkungen erreichen. Und selbst wenn alle reichen Staaten dem Vorbild der Schweiz folgen würden, gälte die Einsicht von John Kerry: Die Welt retten? Es geht (so) nicht!

Frühlingsgefühle in Britannien

Von Florian Schwab — Acht Wochen sind seit dem Brexit-Entscheid vergangen. Die britische Wirtschaft verweigert sich bislang dem ihr prophezeiten Untergang. Was heisst das für die Schweiz?

Tag eins nach dem denkwürdigen Brexit-Ja: John Van Reenen, Direktor des Instituts für Wirtschaftspolitik an der London School of Economics, prognostiziert einen «sofortigen Rückgang des Wirtschaftswachstums». Nach und nach sagen die führenden Konjunkturforscher des Landes für das dritte und vierte Quartal 2016 eine Rezession voraus.

Der Nach-Brexit-Kater unter den Ökonomen fügt sich nahtlos in das Angst-Konzert, das die grosse Mehrheit der Zunft bereits während des Abstimmungskampfes intoniert hatte und das von der «Remain»-Kampagne nur allzu dankbar in Endlosschleife abgespielt wurde. Sechs Wochen vor der Abstimmung warnte die britische Nationalbank, die Bank of England, ein Brexit-Ja könne zu einer unmittelbaren Rezession im Nachgang zur Volksbefragung führen. Spezialisten des britischen Finanzministeriums taten sich mit Berechnungen hervor, nach denen eine durchschnittliche britische Familie im Jahr 2030 einen Wohlstandsverlust von 4300 Pfund in Kauf nehmen müsste, die OECD sprach von 3200 Pfund.

Von der angekündigten Talfahrt, die sofort nach der Abstimmung hätte beginnen sollen, ist bislang allerdings noch nichts zu spüren. An der Londoner Börse beendete der britische Leitindex FTSE 100 nach dem 23. Juni seine

mehrmonatige Talfahrt, stieg um zehn Prozent und erklimmte fast wieder die Allzeithöchststände vom vergangenen Dezember. Der britische Einzelhandel verkaufte im Juli so viel wie zuletzt im Winter, die letzten Daten vom Arbeitsmarkt und zur Konsumentenstimmung sehen gut aus. Und die Bank of England hat ihre Prognosen korrigiert: Sie rechnet weder in diesem noch im kommenden Jahr mit einer Rezession.

Déjà-vu-Erlebnis

Sicher, für ein abschliessendes Urteil ist es noch zu früh. Die Brexit-Bedingungen müssen erst noch ausgehandelt werden. Auf die kurze Sicht haben sich die hochdekorierten Ökonomen aber gehörig blamiert. Dafür meldet sich nun eine überaus gewichtige Stimme zu Wort: Lord Mervyn King, der Vorgänger Carneys als Gouverneur der Bank of England. Er gab dem Fachblatt *Central Banking* ein Interview, in dem er nicht mit Kritik an der Angstkampagne spart: «Die Art und Weise, wie die Regierung den Abstimmungskampf geführt hat, war kontraproduktiv.» Man habe «die Intelligenz des Wählers beleidigt». Und auch längerfristig ist der Grandseigneur der britischen Geldpolitik nicht pessimistisch eingestellt: Durch die natürliche Abwertung des Pfunds sei die britische Wirtschaft jetzt «besser in die Lage, sich auf die neue Situation einzustellen». Und auf die lange Sicht? «Die einzige ehrliche Antwort ist: Wir wissen es nicht.» Man könne nicht ausschliessen, dass der Brexit Auswirkungen auf den Wohlstand habe, aber das sei «keine Gewissheit, kein Faktum». Der grosse Fehler der Kampagne von David Cameron sei es gewesen, solch negative Konsequenzen als unvermeidlich darzustellen.

Als Beobachter aus der Schweiz hat man ein Déjà-vu-Erlebnis. Auch die Masseneinwanderungsinitiative war von einer wirtschaftlich begründeten Angstkampagne vor und unmittelbar nach der Abstimmung begleitet. Die prophezeite sofortige Rezession blieb auch hier aus. Dies wird aber die üblichen Verdächtigen nicht davon abhalten, auch bei der nächsten Abstimmung wieder den Rezessionsteufel an die Wand zu malen. Mit Blick auf eine mögliche Abstimmung zu den Bilateralen übt sich Economiesuisse bereits seit Monaten in Überzeichnungen britischer Dimensionen.

Das Instrument der EU-Angst ist aber spätestens nach der Brexit-Erfahrung ein Stück weiter abgenutzt worden.



«Kontraproduktiv»: Lord Mervyn King.

Kulturkampf am Strand

Von Jürg Altwegg — Frankreich gründet eine Islam-Stiftung: Nach dem Vorbild der Juden sollen die Muslime in die weltliche Republik integriert werden.

Das Bild ging um die Welt: Bewaffnete Polizisten, die am Strand in ihrer Uniform eh schon eine leicht lächerliche Figur abgeben, nähern sich zwei Frauen und fordern sie auf – sich auszuziehen. Praktisch alle Gemeinden an der Côte d'Azur hatten das Tragen des Burkinis verboten. Eine Ausnahme machte der Bürgermeister von Antibes, wo ein etwas zu laut knallender Motor eine Massenpanik ausgelöst hatte, die Dutzende von gar nicht nur leicht Verletzten forderte. Vor wenigen Tagen wurde in einem Restaurant zwei verschleierte Frauen der Zutritt verweigert.

Die Nerven liegen blank in Frankreich, die Angst geht um – auch in den Ferien. Burka und Burkini sind zum roten Tuch geworden. Eine «Burkini-Party» in einem Schwimmbad wurde aus Solidarität veranstaltet und als Provokation empfunden. Oder umgekehrt. Das Resultat ist immer das gleiche: noch ein bisschen mehr Öl im Feuer. Es hagelt Verbote, die umgehend vom Verfassungsgericht verboten werden.

Nicht erst die Anschläge haben die weltliche Republik in die Krise gestürzt. Der erste Prozess um ein Kopftuch fand 1989 statt. An jeder Front ist der Staat im Kulturkampf zurückgewichen. Nicht nur Rechtsextremisten und linke Feministinnen – wie Elisabeth Badinter – sprechen von Kapitulation. Auch mit der Kollaboration unter der deutschen Besatzung werden die Zustände verglichen.

Zurückhaltung und Rücksicht

Vor kurzem erst verkündete Premierminister Valls, der fanatische Salafismus sei im Begriff, den Kulturkampf innerhalb des Islam zu gewinnen. Valls verteidigt das Burkini-Verbot – und wird von den wichtigsten Ministerinnen seiner Regierung desavouiert. Sarkozy verspricht, nach einer allfälligen Rückkehr an die Macht die Kleiderordnung in der Verfassung zu verankern.

Eine amerikanische Zeitung verspottete die «burkini cops» und verglich Frankreich mit dem Iran. Die *Washington Post* nannte das Verbot «lächerlich»: Vor seinem Erlass seien kaum je Burkinis am Strand gesichtet worden. Doch mit seiner Aufhebung werde deren Zahl auch nicht zurückgehen.

Die Vereinigten Staaten verstehen sich als Hort der – verfolgten – Religion, die Pilgerväter waren religiöse Separatisten. In Frankreich entstand die Republik aus der Revolution, die den König des Gottesgnadentums aufs Schafott brachte. Mehr als ein Jahrhun-



Rotes Tuch: Innenminister Cazeneuve (Mitte).

dert lang kämpfte die Kirche gegen die Revolution – ein letztes Mal unter Vichy. Jetzt erinnert man sich an das Konkordat, das Napoleon 1801 dem Papst aufgezwungen hatte. Es wurde später auf die Protestanten und 1808 auf die Juden ausgeweitet. Die Religionen müssen die Gesetze der Republik, die Glaubensfreiheit garantiert, anerkennen.

Nach dem historischen Modell, das die Assimilierung der Juden ermöglichte, sollen die Muslime integriert werden. Am vergangenen Montag erläuterte Innenminister Bernard Cazeneuve die Fondation de l'Islam, die zum Zentralrat der Muslime werden soll: keine ausländische Finanzierung der Moscheen, nur Imame, die in Frankreich geschult werden. Prominente Persönlichkeiten der Zivilgesellschaft – wie der Schriftsteller Tahar Ben Jelloun – sind eingebunden. Doch ihr Vorsteher wird kein Muslim, sondern Jean-Pierre Chevènement, der seit langem einen «französischen Islam» propagiert. Chevènement ist einer der glaubwürdigsten Vertreter des Laizismus und der Republik. Unter Mitterrand trat er als Verteidigungsminister zurück, weil er den Golfkrieg gegen den Irak ablehnte. In einer ersten Stellungnahme hat er die Muslime zu mehr Zurückhaltung im Kulturkampf und Rücksicht auf die französische Befindlichkeit aufgefordert.

Herber Charme

Ausländer fühlen sich in der Schweiz nicht willkommen? Sie haben keine Ahnung.

In der Schweiz muss man Gastfreundschaft erlernen, denn nirgends gibt es so viele einschlägige Bildungseinrichtungen. Googelt man die Begriffe «Schweiz» und «Gastfreundschaft», egal, in welcher Sprache, erhält man Treffer auf Seminare, Institute und Schulen für die hohe Kunst der *hospitality*. (Eine Ausnahme ist das Russische, das vorsichtshalber nur auf die Sächsische und die Fränkische Schweiz verweist.)

Offen bleibt, wie viel die Lehrgänge bringen. Denn glaubt man in der Schweiz lebenden Ausländern, haben die Eidgenossen einen gewaltigen Nachholbedarf. In einer Untersuchung des internationalen Expat-Netzwerks Internations landete die Schweiz in der Beliebtheitskala der Nationen auf dem 31. von 67 Plätzen – ein jäher Absturz von Rang vier noch vor zwei Jahren. Da steht jetzt Mexiko.

Dabei gibt es dort nicht so viel Sauberkeit, Sicherheit und Ordnung wie in der Schweiz. Für diese Tugenden wird das Land noch immer geschätzt. Aber sie wiegen nicht die Miesepetrigkeit und Verschlossenheit der Ureinwohner auf: Unfreundlich und mürrisch seien sie, monierten die Expats. Freundschaften? Fehlanzeige.

Das alles zeigt nur, wie wenig die Fremden von Land und Leuten wissen. Des Schweizers Charme ist von der herben Sorte. Der Eidgenosse ist kein Flittchen, das sich jedem dahergelaufenen Oberarzt oder Fondsmanager gleich an den Hals wirft. Die müssen erst ihre inneren Werte unter Beweis stellen, etwa indem sie einen Blick ins Portemonnaie oder auf den Kontoauszug gewähren.

Wie beim Angeln

Schweizer wissen das. Auch untereinander würden sie frivole Intimitäten wie ein Bier am Küchentisch nie übers Knie brechen. Es braucht Geduld. Oft klopft der Nachbar schon nach zwanzig Jahren an der Tür und bittet zum Grillabend nach nebenan. Mit genauer Zeitangabe, versteht sich, denn Ordnung – siehe oben – muss sein.

Aus so einem gemeinsam genossenen Cervelat kann sich dann viel entwickeln, vorausgesetzt, man überstürzt weiter nichts. Es ist wie beim Angeln: Fingerspitzengefühl und Ausdauer machen den Meister. Am Ende aber hat man einen Freund fürs Leben. Aber es bleiben eben nicht viele Lebensjahre übrig.

Wolfgang Koydl

Netz sichern, Fesseln sprengen!

Von Markus Schär — Die Gewerkschafter haben recht: Die Schweiz braucht eine Volkspension. Aber auch viel mehr Freiheit im Rentensystem. Als Vorbild könnte Schweden dienen. Dort entscheiden die Versicherten selbst über die Anlage ihrer Pensionsgelder.



Wer das System retten will, sollte sich grundsätzliche Gedanken machen.

1. So geht es nicht weiter.

«Ein gigantischer bürokratischer Stab von Beratern, Vermittlern, Börsenjongleuren, Treuhändern, Immobilienverwaltern und Werbeleuten» werde für die berufliche Vorsorge aufgebaut, warnte ein junger Ökonom im Dezember 1973 in der *Zürcher AZ*. «Dessen Last tragen der Beitragszahlende und der Rentner, dessen Zweck ist die reibungslose Finanzierung der Grossindustrie unter Vermittlung des Bank- und Versicherungssystems.» Doch die Warnung kam zu spät: Am 3. Dezember 1972 – in einer der wichtigsten Abstimmungen der Schweizer Geschichte – hatte das Volk die Initiative der Partei der Arbeit (PdA) «für eine wirkliche Volkspension» abgelehnt und das Drei-Säulen-System der Altersvorsorge mit AHV, Pensionskassen und Sparkonten angenommen.

Der hellsichtige Kritiker ging vier Jahre später als Sekretär zum Schweizerischen Gewerkschaftsbund (SGB), der an vorderster Front für das Obligatorium der beruflichen Vorsorge gekämpft hatte: Beat Kappeler. Er schreibt seit gut zwanzig Jahren als Publizist für eine liberale Ordnung – aber er steht noch immer hinter seiner Kritik aus linken Zeiten. Und auch die Gewerkschafter zweifeln längst am Drei-Säulen-Modell. Die Frage stellt sich also: Lagen die Stimmbürger falsch, als sie 1972 die Volkspension verwarfen?

«Wer rechnet, stärkt die AHV!», wirbt der Gewerkschaftsbund für seine Initiative «AHV plus», über die das Volk am 25. September abstimmt. Es lohne sich, «für bescheidene 0,4 Lohnprozente» – plus 0,4 Prozent des Arbeitgebers, wie eine Klammer anmerkt – die AHV-Renten um 10 Prozent aufzubessern. Denn: «Die AHV ist die effizienteste, sicherste und kostengünstigste Altersvorsorge der Schweiz.» Das Preis-Leistungs-Verhältnis der AHV sei «für alle mit unteren und mittleren

Eigentlich sollte die AHV-Rente allein genügen – zumindest wollte es das Volk 1925 so.

Einkommen einmalig gut», beweist der SGB mit virtuoson Rechenkünsten. Er unterschlägt dabei nur, dass die Werkstätigen mit unterdurchschnittlichem Lohn gar nicht selber für ihre Renten aufkommen, sondern davon profitieren, dass fast elf Milliarden Steuerfranken in die AHV fliessen und dass die Besserverdienenden das Sozialwerk speisen, weil sie auf ihrem Einkommen unbeschränkt Beiträge abliefern, aber trotzdem nur die Maximalrente von derzeit 2350 Franken bekommen – also eine happige Reichtumssteuer bezahlen.

Mit ihren Kalkulationen schiessen die Gewerkschafter daneben, ihre Kritik an der zweiten Säule aber trifft. Erstens: Der «gigantische bürokratische Stab», vor dem Beat Kappeler 1973 warnte, wuchs seither noch viel monströser heran – «eine ganze Expertenkaste aus Versicherungs- und Anlageprofis» (SGB) rahmt für das Verwalten des Anlagekapitals von gut 900 Milliarden Franken jährlich rund 7 Milliarden ab, ein Siebtel des Ertrags. Zweitens: Die teuren Vermögensverwalter schaffen wegen der Geldschwemme und der Negativzinsen der Notenbanken kaum noch genügender Renditen; sie können deshalb ihre Rentenversprechen nicht halten. Und drittens: In ihrer Not brechen die Pensionskassen mit dem Grundsatz, dass jeder Arbeitnehmer für sich selber spart – gemäss Schätzungen der Axa Winterthur fliessen jährlich gegen vier Milliarden von den Jungen zu den Alten, um deren überhöhte Renten zu zahlen, Tendenz steigend.

Das heisst: Wenn es das Parlament nicht schafft, in der nächsten Session eine Vorlage zur Altersvorsorge zu schnüren, die beim Volk durchkommt, dann bricht das Drei-Säulen-Modell zusammen.

2. So war es gemeint.

Stünden die Schweizer mit einer Volkspension besser da, also mit einer Rente, die für alle zum Leben reicht? Die AHV bilde «bis weit in die Mittelschicht hinein» die Grundlage der Altersvorsorge, stellt der Gewerkschaftsbund fest: «Für knapp 50 Prozent macht sie mehr als die Hälfte des Budgets aus.» Eigentlich sollte die AHV-Rente allein genügen – zumindest wollte es das Volk so, als es 1925 (!) eine «ausreichende» Altersvorsorge verlangte: «Die Renten sollen den Existenzbedarf angemessen decken.»

Darauf berief sich die PdA, als sie Ende 1969 ihre Initiative «für eine wirkliche Volkspension» einreichte (wie übrigens auch die SP und ein bürgerliches Komitee mit konkurrierenden Initiativen). Was die 1948 endlich eingeführte AHV zahlte, deckte den Existenzbedarf bei weitem nicht. Die Kommunisten forderten deshalb Renten von 60 Prozent «des mittleren Jahreseinkommens der fünf günstigsten Jahre». Und im Parlament schnürten Bürgerliche, Sozialdemokraten und Gewerkschafter einen Kompromiss, samt Verdoppeln der AHV-Renten: Wie die PdA-Initiative sollte ihr Modell sicherstellen, dass alle mit Renten von 60 Prozent des letzten Einkommens ihre «gewohnte

Lebenshaltung» weiterführen können – aber nicht dank einer Volkspension, sondern dank den drei Säulen.

Das Schweizer «Cappuccino-Modell» – der Espresso der AHV, der Milchschaum der Pensionskasse und drauf das Schokoladenpulver des privaten Sparens – gilt heute noch als vorbildlich: Dank der unterschiedlichen Finanzierung der drei Säulen hielt das System bisher den demografischen und ökonomischen Verwerfungen stand. Ein Problem zeigte sich allerdings schon kurz nach der Einführung des Pensionskassen-Obligatoriums von 1985: Eigentlich sollten die Vorsorgegelder die Schweizer Wirtschaft finanzieren; die Verwalter der Milliarden trieben aber die Immobilienpreise hoch – bis zum Platzen der Blase, was die schwere Krise der neunziger Jahre auslöste. Und jetzt zeigen sich weitere Probleme, abgesehen davon, dass die Rechnung nicht mehr aufgeht. Vor allem passt die berufliche Vorsorge mit ihren starren Regeln immer schlechter zu den Biografien der Männer und (besonders!) Frauen von heute.

Dazu kommt, dass die Gelder aus den drei Säulen bei Hunderttausenden den Existenzbedarf nicht decken – ein krasser Verstoss gegen die Verfassung! Er schmerzt nur nicht, weil der Bund schon 1966 eine vierte Säule dazustellen: die Ergänzungsleistungen für alle, bei denen die Rente nicht zum Leben reicht.

Die Zahl dieser Bedürftigen schwoll in den letzten zehn Jahren allein bei der AHV um 29 Prozent an, auf rund 200 000; sie kosteten im letzten Jahr gegen drei Milliarden (dazu kamen zwei Milliarden für IV-Rentner). Und angesichts der Pflegekosten fürchten alle Experten, dass diese Zahlen explodieren werden – also das ganze System.

3. So könnte es weitergehen.

Spricht das dafür, bei der «AHV plus»-Initiative am 25. September mit Ja zu stimmen? Wer das System sprengen will, kann es tun: Dann

Für die stetig steigenden Pflegekosten braucht das Land ohnehin eine andere Lösung.

zeigt sich noch schneller, dass die Rechnung nicht aufgeht, weil im Jahresabschluss ab 2020 nicht «nur» zwei, sondern vier Milliarden und bis 2030 gar acht Milliarden fehlen würden. Wer das System aber retten will, sollte sich grundsätzliche Gedanken machen – und zwar nicht nur, wenn die «Altersvorsorge 2020» im Parlament oder vor dem Volk scheitert.

Die Heuchelei muss aufhören, dass sich das Versprechen der Verfassung, die Rente reiche zum Leben, nur mit immer mehr Milliarden für Ergänzungsleistungen halten lässt. Für

38 Prozent der Rentnerinnen und 19 Prozent der Rentner ist das Drei-Säulen-Modell «nur eine Leerformel», wie der SGB feststellt: Sie müssen allein mit der AHV auskommen. Und sie könnten es zukünftig mit einer Volkspension, die auf dem Niveau der Sozialhilfe den Existenzbedarf deckt – aber nicht mehr, wie es der SGB fordert. Ein solches soziales Netz für das Alter liesse sich finanzieren, auch wenn der Rentneranteil bis 2030 von 30 auf 40 Prozent hochschnellt; die Ergänzungsleistungen fielen ja weg. Für die stetig steigenden Pflegekosten braucht das Land ohnehin eine andere Lösung.

Jenseits dieser Existenzsicherung müssten die Werktätigen aber viel mehr Freiheiten bekommen, um eigenverantwortlich für das Alter vorzusorgen – selbstverständlich wie heute mit Steuervorteilen zum Sparen angelegt. Die Vorbilder dafür finden sich, vor allem in Schweden: Die Versicherten entscheiden hier selber über die Anlage ihrer Pensionsgelder. Und vor allem schlossen die Linken und die Rechten schon vor zwanzig Jahren einen zukunftsweisenden Kompromiss: Sie verteilen nicht mehr Geld, als es zu verteilen gibt.

Der erwähnte Artikel von Beat Kappeler und weitere Dokumente zum Thema finden sich im Band «Schweizerische Arbeiterbewegung», Limmat Verlag, 1975.

HONDA
The Power of Dreams

DIE NEUEN SUV-MODELLE VON HONDA

LEASING ab 0%



HR-V
AB CHF 24 500.–



CR-V
AB CHF 25 900.–

Eco-Bonus je nach Modell, gültig bis 30.09.2016. CR-V 1.6 i-DTEC Comfort 2WD, 5 Türen, 120 PS, 1597 cm³: Katalogpreis CHF 29 900.–, – Eco-Bonus CHF 5000.–, ergibt CHF 24 900.–. Monatliche Leasingrate bei einer freiwilligen ersten Leasingrate von 30% des Katalogpreises, einer jährlichen Fahrleistung von 10 000 km und einer Leasingdauer von 36 Monaten: CHF 99.–/Monat. Jährliche Gesamtkosten bei einem Zinssatz von 0% (effektiver Zinssatz 0,1%): CHF 9.– (exkl. Amortisation und Versicherung des Leasingobjekts). Leasingverträge werden nicht gewährt, falls diese zur Überschuldung der Konsumentin oder des Konsumenten führen. Finanzierung durch die Cembra Money Bank. Gesamtverbrauch kombiniert: 4,4 l/100 km, Benzinäquivalent: 4,9 l/100 km, CO₂-Emissionen gemischter Zyklus: 115 g/km (Durchschnitt aller Neuwagen: 139 g/km). Energieeffizienz-Kat.: A (Foto: CR-V 1.6 i-DTEC 4WD Executive, 5 Türen, 160 PS, 1597 cm³: Katalogpreis: CHF 41 800.– Gesamtverbrauch: 5,1 l/100 km, Benzinäquivalent: 5,7 l/100 km, CO₂-Emissionen: 133 g/km. Energieeffizienz-Kat.: C). HR-V 1.6 i-DTEC Comfort, 5 Türen, 120 PS, 1597 cm³: Katalogpreis CHF 25 000.–, – Eco-Bonus CHF 500.–, ergibt CHF 24 500.–. Gesamtverbrauch: 4,0 l/100 km, Benzinäquivalent: 4,5 l/100 km, CO₂-Emissionen: 104 g/km. Energieeffizienzklasse: A (Foto: HR-V 1.6 i-DTEC Executive, 5 Türen, 120 PS, 1597 cm³: Katalogpreis CHF 31 500.–, Gesamtverbrauch: 4,1 l/100 km, Benzinäquivalent: 4,5 l/100 km, CO₂-Emissionen: 108 g/km. Energieeffizienz-Kat.: A).

Personenkontrolle

Schneider-Ammann, Leuthard, Rohani, Maurer, Fluri, Fassbind, Gisler, Peyer, Müller, Rudert, Burkhalter, Gontard, Jimenez, Merkel

Bundespräsident **Johann Schneider-Ammann** (FDP) löst mit Auftritten wie beim Tag der Kranken 2016 mitunter landesweit Lachkrämpfe aus. Wegen einer Einladung zu einem Staatsbesuch, die der Wirtschaftsminister etwas unüberlegt im Iran eingefädelt hat, bekommt jetzt Bundesrätin **Doris Leuthard**, 53, fast Schreikrämpfe. Im Februar reiste der Bundespräsident an der Spitze einer Delegation nach Persien. Schneider-Ammann wurde dabei auch von Irans Staatspräsident **Hassan Rohani** empfangen und lud diesen für das kommende Jahr prompt zu einem Gegenbesuch in die Schweiz ein. Aber eben: 2017 ist Doris Leuthard Bundespräsidentin, und die Aargauerin möchte keinen Staatsgast empfangen, der bei einer Frau aus religiösen Motiven die Handreichung nicht erwidert, so hört man in Bern. Und nun sind in ihrem Departement, wo die Vorbereitungen für Leuthards zweites Präsidialjahr auf Hochtouren laufen, alle am Hyperventilieren und am Recherchieren darüber, ob der iranische Besucher Leuthard wohl bei seinem Gegenbesuch den Handschlag verweigern würde. Die delikatsten Abklärungen sind noch im Gang, und es gibt einen leisen Hoffnungsschimmer. Rohani gilt als Reformier, der den Frauen im Iran gestattet, ihr Haar offen zu tragen. Vielleicht lässt sich der iranische Präsident und Kleriker bei seinem Staatsbesuch in der Schweiz gegenüber Leuthard sogar zu einem Handschlag überreden. (hmo)

Bundesrat **Ueli Maurer** (SVP), Finanzminister und Landei aus dem Kanton Zürich, sprach bei einem Treffen des Schweizerischen Städteverbands in Schaffhausen vor einer Woche die Grussbotschaft. Maurer weibelte dabei vor allem für die Unternehmenssteuerreform III. Die Städte sollten diese im Sinne einer verantwortungsvollen und vorausschauenden Standortpolitik unterstützen. Aber Maurer wäre nicht Maurer, wenn er den Auftritt nicht auch für einen Seitenhieb gegen die linken und von ihm ungeliebten Städte genutzt hätte. Und so geisselte er in seiner Rede auch die Anspruchsmentalität der Städte und stimmte derart das hohe Lied auf die Landgemeinden an, dass einige der Delegierten fast rote Ohren bekamen. Städtverbands-Präsident **Kurt Fluri** (FDP) empfand die magistrale Schelte aber nicht als Affront. (hmo)

Es gibt kaum eine «Tagesschau»-Sendung ohne einen Auftritt von **Marianne Fassbind**.



E-Resident: Angela Merkel.



Zufall oder nicht: Marianne Fassbind.



Sympathisches Gesicht: Selma Rudert.



Männerhände: Schneider-Ammann, Rohani.



Scheck für die Konfliktbewältigung: Burkhalter.

Doch wie die *Sonntagszeitung* publik gemacht hat, wechselt die Wirtschaftskommentatorin nach zwölf Jahren bei SRF nun zur PR-Agentur Dynamics Group. Dynamics Group mischt im Wirtschaftskrimi um die Zuger Firma Sika mit. Konkret berät sie die Erbenfamilie Burkard in ihrem Kampf gegen den Verwaltungsrat. Just als Fassbind mit der Dynamics Group Einstellungsgespräche führte, ging ihr Ehemann **Markus Gisler** in seiner Kolumne in der *Aargauer Zeitung* vom 21. Juli erstmals seit neunzehn Monaten auf den Konflikt bei Sika ein. Zufall oder nicht: Der Medienprofi und ehemalige Chefredaktor der inzwischen eingestellten Wirtschaftszeitung *Cash* schrieb darin deutlich zugunsten der Familie Burkard. (are)

Anfang Jahr machte die *Weltwoche* publik, dass in zwei Schulhäusern in Luzern Gebetsräume für Muslime eröffnet worden waren. Darüber informierte die Regierung des Kantons Luzern nun aufgrund parlamentarischer Vorstösse von **Ludwig Peyer** (CVP) und **Pirmin Müller** (SVP). Demnach hatten muslimische Schüler zuvor in Schulzimmern, in Treppenhäusern, auf Toilet-

ten und in der Umgebung der Schulhäuser gebetet. Die Schulleitungen verboten dies, stellte aber je einen Gebetsraum zur Verfügung. Laut der Regierung ist die Benutzung der Gebetsräume in ein «klares pädagogisches Setting» eingebunden. Die Räume hätten sich daher als Erfolg erwiesen. (are)

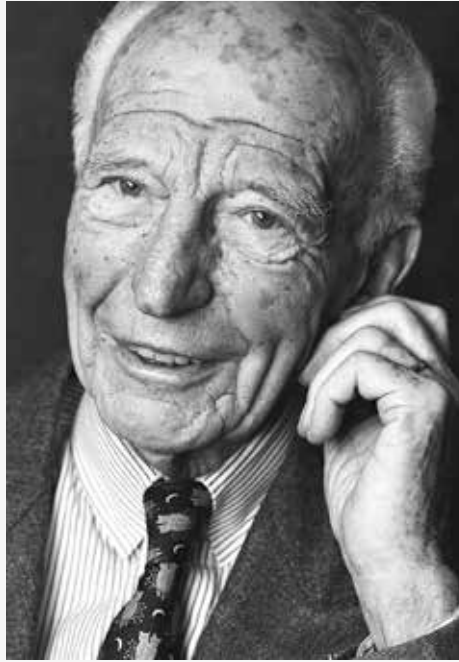
Frauen, Alte, Behinderte, Arme, Invalide, Ausländer, Asylanten und so weiter. Die Liste von Opfergruppen, denen sich linke Politiker verschrieben haben, ist lang. Nun kommt möglicherweise eine neue Gruppe dazu: Menschen mit unsympathischen Gesichtszügen. Laut einer Studie der Universität Basel wird die Ausgrenzung von Menschen am ehesten akzeptiert, wenn diese kühl und wenig kompetent wirken. Gemäss der Studienleiterin, der Psychologin **Selma Rudert**, gibt es aber keine Belege, dass die Gesichtszüge eines Menschen mit dessen wirklicher Persönlichkeit zusammenhängen. Mit anderen Worten: Wer dumm dreinschaut, kann nichts dafür. Rudert mahnt folglich zu «Objektivität». Ansonsten drohe Benachteiligung «nur auf-

grund eines einzelnen Blicks in das Gesicht der ausgrenzten Person». (are)

Das Departement von Aussenminister **Didier Burkhalter** (FDP) beglückwünscht «die kolumbianische Regierung und die Farc» zum Abschluss ihres Friedensabkommens. Nicht ohne erstens einen Scheck für die Konfliktbewältigung in der Höhe von acht Millionen Franken auszustellen und ohne zweitens darauf hinzuweisen, dass die Schweiz sich «seit 2001 der Friedensförderung» in dem südamerikanischen Land widme. Ob damit auch der Einsatz des ehemaligen EDA-Vermittlers **Jean-Pierre Gontard** gemeint ist, der neben seiner offiziellen Rolle auch als Geldkurier für die kommunistischen Farc-Guerilla fungierte, ist nicht bekannt. Es spielt aber auch keine Rolle mehr: Geht es nach dem Text des Abkommens, so dürfen die Farc ihre angehäuften Reichtümer aus dem Drogenhandel behalten. Als Starthilfe in die Demokratie erhalten Farc-Chef **Timoleon Jimenez** alias «Timochenko» und seine Gesellen zudem gemäss dem Abkommen bis zu 26 garantierte Sitze im kolumbianischen Parlament, zehn davon sogar ohne Wahl. Die Bevölkerung entscheidet in einem Referendum am 2. Oktober über den umstrittenen Friedensvertrag. (fsc)

Rechte Verschwörungstheoretiker spekulieren schon lange darüber, ob sich **Angela Merkel** irgendwo in Südamerika einen Fluchtort ausgesucht hat für den Fall, dass ihr der Boden in Berlin zu heiss wird. Nun hat sich die Kanzlerin für ein anderes Land entschieden: Bei ihrem jüngsten Besuch in Estland liess sie sich als «e-Resident» der Baltenrepublik registrieren. Eine tatsächliche Aufenthaltsgenehmigung ist mit der elektronischen *residency* freilich nicht verbunden. Mit der virtuellen Staatsbürgerschaft versucht Estland Investoren ins Land zu locken. Bleibt also doch nur Paraguay. (ky)

Nachruf



Rheinische Frohnatur: Walter Scheel.

Walter Scheel (1919–2016) — Er war wohl der letzte grosse Vertreter der alten Bundesrepublik, jenes Bonner Teilstaates, der bis zur Wiedervereinigung sicher, stabil und ein wenig langweilig durch die Zeitgeschichte segelte. Zugleich hat er diese alte Bundesrepublik mehr geprägt, als es sein Ruf als Bonvivant und rheinische Frohnatur nahelegen schien. Dieser blieb ihm bis zuletzt erhalten – nicht zuletzt, weil er als Aussenminister für die «Aktion Sorgenkind» das Volkslied «Hoch auf dem gelben Wagen» trällerte. Dies war ein für die steife Republik geradezu unerhörter Vorgang.

Scheel war dekoriertes Kriegsteilnehmer und NSDAP-Mitglied, bevor er nach 1945 Karriere in der FDP machte. Schon unter den ersten beiden Kanzlern Konrad Adenauer und Ludwig Erhard diente er als Minister – im seinerzeit neuen Ressort Entwicklungshilfe. Doch seine Sternstunde erlebte er 1969, als er seine Partei zum Erstaunen der CDU und eines grossen Teils der Öffentlichkeit in eine Koalition mit der SPD unter Bundeskanzler Willy Brandt führte.

Dieser Wechsel von der Union, der von einigen als Verrat empfunden wurde und die FDP beinahe ihre parlamentarische Existenz kostete, machte den Weg frei für die Ostpolitik und damit indirekt für die Wiedervereinigung zwanzig Jahre später. Auch gesellschaftlich befreite sich die Bundesrepublik damals vom Muff ihrer frühen Jahre. Scheels Partei symbolisierte diesen Wandel, als sie – damals grafisch hochmodern – als F.D.P. zur «Pünktchenpartei» mutierte.

Als grosser politischer Denker trat Scheel nie hervor. Dafür konnte er ausgezeichnet politische Stimmungen lesen. Daher zog er sich 1974 aus der Tagespolitik zurück, als das Pendel wieder zurück zu den Konservativen zu schwingen begann. Als vierter Bundespräsident wechselte er in die Villa Hammerschmidt in der Rheinaue. In ihrer Bescheidenheit war auch sie ein Symbol für die alte Bundesrepublik. Obwohl Scheel nach eigenen Worten lieber ein Upgrade bekommen hätte und ins mächtige Poppelsdorfer Schloss gezogen wäre.

Wolfgang Koydl

Unter die Lupe genommen:

Ihr Spezialist für die Digitalisierung in KMU.

Ob Selbständige, Klein- oder Grossunternehmen – bei UPC Business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Egal ob Sie Fragen zur Vernetzung Ihrer Standorte, Sicherheit Ihres Netzwerkes oder zum Anschluss Ihres Rechenzentrums haben – wir liefern die Antworten.

Sergio Renna
Account Manager

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.
Sergio Renna | Tel. 044 578 78 78 | business.upc.ch
Corporate Network • Internet • Phone • TV



Softpower im Weissen Käfig

Sie sind die höchsten Frauen Amerikas und stehen dennoch stets im Schatten. First Ladies gelten als duldsam und dekorativ. Hinter den Kulissen jedoch verstünden sie es, raffiniert in die Macht einzugreifen, sagt Biografin Kate Andersen Brower. *Von Urs Gehrig*

Einige blühten prächtig auf in der Rolle. Nancy Reagan trug auf der Steuererklärung ihren Beruf stolz mit «First Lady» ein. Jackie Kennedy hingegen, der Superstar der Puderdosen-Häuslichkeit, empfand den Amtstitel als Beleidigung. «First Lady – das klingt wie ein Rennpferd.»

Vieles ist Schein in diesem einzigartigen Amt. Und nirgendwo liegen Glamour und Tragödie so eng beisammen. John F. Kennedy fiel blutüberströmt in Jackies Schoss, und mit ihm die schwere Last erloschener Hoffnung. Pat Nixon musste die Schmach erleiden, als einzige First Lady in der Geschichte, aus dem Weissen Haus geworfen zu werden. Selbst der Verlust des höchsten Guts, der persönlichen Ehre, blieb einigen nicht erspart – weil ihre lustgetriebenen Präsidentenmänner der Libido galoppierenden Freilauf gewährten.

Jenseits von Krisen und Schande allerdings bietet das scheinbar dekorative Amt erstaunlichen Raum für Kreativität. «Ich war immer wieder erstaunt, wie mächtig die First Ladies waren», sagt Kate Andersen Brower. Die langjährige Korrespondentin im Weissen Haus hat Hunderte Bedienstete, Butler und politische Schlüsselfiguren interviewt und mit mehreren ehemaligen First Ladies persönlich gesprochen. Entstanden ist das ebenso unterhaltsame wie informative Buch «First Women» über die letzten zehn First Ladies von Jackie Kennedy bis Michelle Obama.

Als Michelle Obama vor acht Jahren ins Weisse Haus tanzte, lag die Welt ihr zu Füssen. Doch bald verdüsterte sich das Bild. Sie zählt die Tage und kann es nicht erwarten, auszuziehen. Bereits Bess Truman sprach vom «grossen weissen Käfig». Frau Brower, ist das Leben einer First Lady die Hölle auf Erden?

Es ist schwer, Michelle zu bemitleiden. First Ladies haben eine unglaubliche Plattform. Ein Butler des Weissen Hauses sagte mir: «Die First Lady kann den Telefonhörer abheben und dein Leben verändern.» Und sie tun es die ganze Zeit. Sie können hinter den Kulissen Themen und Fälle aufnehmen und sich einbringen, ohne dass die Öffentlichkeit Wind davon bekommt.

Michelle jammert also auf höchstem Niveau?

Freunde der Obamas sagten mir, das Leben im Weissen Haus sei sehr schwierig für sie,

weil sie das ganze Leben gearbeitet hat. Sie hat in Harvard und Princeton studiert, hatte einen Job, der fast 300 000 Dollar pro Jahr einbrachte, mit dem sie die ganze Familie ernährte. Für moderne Frauen wie Michelle Obama und Hillary Clinton ist der Rollenwechsel sehr schwierig. Selbst Laura Bush, die Lehrerin war, hat gesagt, es wäre interessant, wenn es der First Lady erlaubt wäre, einer Arbeit nachzugehen. Das ist ein wirklicher Knackpunkt. Von einer First Lady wird so viel erwartet, und nichts ist formal vorgeschrieben. In der Verfassung steht kein Wort über die Amtsführung einer First Lady. Du bist die höchste Frau im Land, lebst in der Schaltzentrale der Weltmacht, aber entscheiden tut dein Mann, dazu schrumpft die Privatsphäre auf ein Minimum zusammen.

Wo genau hört die Privatsphäre einer First Lady auf? Im zweiten Stock des East Wing?

Der East Wing ist die Domäne der First Ladies. Aber in der Realität sind sie nie wirklich allein. Selbst auf dem zweiten und dritten Stock des East Wing gibt es Butler, die Zeugen von privaten Konversationen sind. Michelle Obama arbeitet im East Wing. Viele First Ladies wie Nancy Reagan arbeiteten in der Residenz, in der Nähe des präsidialen Schlafzimmers. Lady Bird Johnson arbeitete sogar im Schlafzimmer selbst. Es gibt diese



Wäre gern die Fliege an der Wand: Autorin Brower.

wunderbaren Fotos, die sie im Nachthemd, über Akten gebeugt, zeigen. Aber selbst dort kann man bisweilen kaum frische Luft atmen. Die Fenster des Weissen Hauses dürfen nicht geöffnet werden, ausser auf dem Truman-Balkon.

Kanadas ehemalige First Lady Margaret Trudeau hielt das restriktive Leben nicht aus. Sie büxte aus und stürzte sich in ein exzessives Nachtleben. Gab es unter den US-First-Ladies auch Fluchtversuche?

Niemand hat über die Stränge geschlagen wie Maggie, mit Exzessen im New Yorker Studio 54 und Affären mit Stars wie Mick Jagger. Es gab Ausreisversuche auf ruhigere Weise. Betty Ford machte eine Inkognito-

«Jackie Kennedy wusste sehr wohl Bescheid über das, was ihr Mann alles trieb.»

Shoppingtour nach New York. Als die Presse davon Wind bekam, wurde sie gerügt. Sie hatte nicht mal das Weisse Haus informiert.

Sie vergleichen den East Wing mit dem Herz, den West Wing, wo der Präsident regiert, mit dem Kopf. Wie weit wagt sich eine First Lady in den Flügel der Macht?

Es kommt auf die First Lady an. Hillary Clinton hatte ein Büro im West Wing. Sie intervenierte bei Bills Gesundheitsreform. Rosalynn Carter wusste, was in der Iran-Geisel-Affäre lief. Jackie wusste, was sich in der Kubakrise abspielte. Dasselbe gilt für Laura nach 9/11. Sie kannten bestimmt nicht die Details des Tagesgeschäfts. Aber über die grossen Linien waren sie informiert. Ich war überrascht, wie stark sie sich einbrachten. Rosalynn Carter war direkt beteiligt an der Lösung des Nahostkonflikts.

Was hat sie getan?

Sie freundete sich mit dem ägyptischen Präsidenten Anwar as-Sadat und First Lady Jehan an. Sie lud die beiden nach Camp David ein und bereitete während Monaten das Gipfeltreffen vor, bei dem der Frieden zwischen Ägypten und Israel ausgehandelt wurde. Vieles, was sie tat, waren Kleinigkeiten, aber sie waren wichtig, weil sie eine gute Stimmung schufen. Rosalynn sorgte beispielsweise dafür, dass die Sadats ihre Lieblingsgetränke bekamen und dass es ihnen auch sonst an nichts fehlte. Sie gingen sogar zusammen Ski fah-



Wartet darauf, auszuziehen: Michelle Obama.



Glamour und Tragödie: Jackie Kennedy.



Raum für Kreativität: Betty Ford.

ren. Als Sadat ermordet wurde, reiste Rosalynn zusammen mit vielen Staatschefs an dessen Beerdigung; sie war die einzige Frau in der Delegation.

Und Rosalynn war im Weissen Haus regelmäßig bei den Kabinetttreffen dabei.

Genau, als einzige aller First Ladies. Rosalynn erzählte mir, sie sei still bei den Treffen gesessen und habe Notizen gemacht. Sie habe es hinsichtlich der Wahlkampftour ihres Mannes getan, um auf Fragen aus dem Volk vorbereitet zu sein. Sie war politisch sehr gerissen. Als Jimmy beispielsweise in Europa darüber sprach, dass er die Steuern anheben müsse, intervenierte sie energisch: «Kannst du nicht war-

ten, bis die Primärwahlen durch sind, bevor du dieses Thema erwähnst?» Sie hat bis heute seine Abwahl nicht überwunden. Vor kurzem sagte sie mir: «Ich vermisse Jimmy, der auf unser Land aufpasst, im Oval Office. Ich habe mich nie so sicher gefühlt, wie damals, als er dort war.»

Nancy Reagan spielte eine aktive Rolle im Weissen Haus, als scharfer Wachhund, wenn es um Ronalds Mitarbeiter ging. Stabschef James Baker sagte: «Ich bekam den Job bloss, weil Nancy mich wollte.»

Man nannte sie «die Personalabteilung». Nancy entschied, mit welchen Leuten sich Ronald umgab. Wer über den Zugang zum Präsidenten wacht, verfügt über die Schlüssel

der Macht. Nancy gab sie acht Jahre nicht aus der Hand. Sie war sehr klug und strategisch weise. Sie stellte sicher, dass er einen Stabschef hatte, der nicht zu konservativ war, denn er musste mit einem demokratisch dominierten Kongress Kompromisse aushandeln. Die Leute hassten sie richtiggehend. In der Presse wurde sie verunglimpft. Möglicherweise zu Unrecht. Reagans Sohn Ron sagte mir, seine Mutter habe viel Kritik schlucken müssen, welche sein Vater nie zu spüren bekommen habe. Sie hielt den Kopf für alles hin. Die Rolle als «Wachhund» hatte ihren Preis. Ein Jahr nach Amtsantritt hatte Nancy mit 26 Prozent Zustimmung die tiefsten Umfragewerte aller modernen First Ladies. >>>

Manchmal mischte sich Nancy auch direkt in die Politik ein. Beispielsweise, als sie den sowjetischen Aussenminister Andrei Gromyko mit dessen eigenen Waffen schlug.

Im Jahre 1984 lud Reagan Gromyko ins Weisse Haus ein. Nancy stürzte sich in eine rote Robe und zog alle Blicke auf sich. Zeugen sagten, ihr Auftritt sei Drama pur und eine Demonstration der Stärke gewesen. Beim Sherry-Aperitif neigte sich Gromyko zu ihr und fragte: «Glaubt Ihr Mann an Frieden?» – «Selbstverständlich», sagte sie. «Nun denn, flüstern Sie ihm das Wort jeden Abend vor dem Einschlafen ins Ohr.» – «Das werde ich tun», gab sie zurück, «und Ihnen flüstere ich auch was ins Ohr!» Nancy verstand, wie man im Weissen Haus Macht ausübt. Neben Rosalynn Carter hatte Nancy den grössten Einfluss auf die politischen Geschicke des Landes. Viele andere First Ladies versuchten ihre Männer politisch zu beeinflussen. Betty Ford versuchte Gerald zu überzeugen, eine Frau in das Oberste Gericht zu wählen. Vergeblich. Pat Nixon protestierte gegen eine Veröffentlichung des Johnny-Cash-Konzerts im Weissen Haus, weil der Titel «At the White House» zu sehr an seinen Mitschnitt aus dem Gefängnis, «At Folsom Prison», erinnerte. Sie blitzte ab. Nancy hingegen wusste sich durchzusetzen. Sie wollte, dass Ronald einen offeneren Dialog mit der Sowjetunion unterhielt, und sorgte dafür, dass der nationale Sicherheitsberater William Clark, den sie als Kriegstreiber erachtete, entlassen wurde.

Bezogen auf die Gesellschaftspolitik, wer hatte den grössten Einfluss?

Betty Ford. Wegen ihrer Suchttherapie-Klinik, des Betty Ford Center, in dem 100 000 Menschen kuriert wurden und das bis heute einen grossen Zustrom verzeichnet. Sie zeigte enormen Mut, als sie sich der Öffentlichkeit stellte und gestand: «Ich heisse Betty, und ich bin Alkoholikerin.»

Kann man sagen, dass Betty Ford mehr Landsleuten das Leben gerettet hat als alle US-Präsidenten der Nachkriegszeit?

Ja. Und dies erst noch in der kürzesten aller Amtszeiten von drei Jahren. Betty hatte Krebs und entschied sich für eine Brustamputation. Und sie redete öffentlich darüber, dies in einer Zeit, als die Wörter «Krebs» oder «Brust» tabu waren. Zusammen mit dem ehemaligen Kinderstar Shirley Temple Black machte sie die Krankheit und ihre Therapie zum nationalen Thema. Innert weniger Wochen erhielt sie 50 000 Dankesbriefe von Frauen aus dem ganzen Land. Betty Ford war viel ehrlicher als alle anderen First Ladies, wohl in der ganzen US-Geschichte, und sie gab Privates ohne Scham der Öffentlichkeit preis.



Zugang zur Weltgeschichte: First Ladies Reagan, Johnson, Clinton, Carter, Ford, Bush (v. l.).

Gehen wir zurück in die Privatgemächer. Wenn die Schlafzimmerwände sprechen könnten, welches würden sie als das glücklichste Präsidentenpaar offenbaren?

Barbara und George H. W. Bush scheinen am zufriedensten gewesen zu sein, sowohl miteinander als auch in den Rollen, die ihnen die Ämter auferlegten. Sie verbreiteten gute Stimmung im Weissen Haus. Ich fragte viele Bedienstete, wer ihre liebste First Lady war. Die Antwort fiel eindeutig aus: Barbara. Sie war aufrichtig glücklich an der 1600 Pennsylvania Avenue.

Wer war am unbeliebtesten?

Hillary und Nancy machen sich die Rolle der unbeliebtesten First Lady streitig. Bei den Reagans waren die Rollen klar verteilt: Ronald war ausgesprochen freundlich und immer zu haben für einen Schwatz mit den Angestellten. Einige versteckten sich, wenn sie sahen, dass er den Gang herunterkam. Nancy dagegen war kaltschnäuzig und verschuchte Ronald, wenn er wieder auf einen Schwatz in die Küche abbog. Dicke Luft herrschte bei den Clintons. Sie stritten viel, besonders während der Lewinsky-Affäre.

Vor Bill Clintons Affäre im Oval Office schlug bereits JFK über die Stränge. Zu seinen zahlreichen Affären gehörten die Assistentinnen «Fiddle and Fiddle», mit welchen er nackt im Präsidenten-Pool planschte. Einige Gespielinnen teilte er gar mit anderen Eingeweihten. Wusste Jackie eigentlich über die Sexabenteuer ihres Mannes vollumfänglich Bescheid?

Jackie wusste über vieles Bescheid, was im Weissen Haus lief. Sie wusste, dass ihr Mann Lyndon Johnson als Vizepräsidenten vom

Wahlzettel streichen würde. Sie wusste, wie abgrundtief Jack den berüchtigten FBI-Direktor J. Edgar Hoover hasste. Als sie eine von Jacks liebsten Gespielinnen im Vorzimmer des Oval Office entdeckte, fragte sie in abschätzigem Ton auf Französisch: «Ist das das Dummchen, das mit meinem Mann schläft?» Sie wusste sehr wohl Bescheid über das, was ihr Mann alles trieb.

Bisweilen zeigte sie einen verblüffenden Sinn für Humor. Zum Beispiel, als sie Grace Kelly in geheimer Mission zu JFK ans Spitalbett schickte.

Das war famos. Noch vor der Wahl JFKs zum US-Präsidenten gab Jackie ein Dinner, bei dem unter anderen die bezaubernde Grace Kelly zugegen war. Als Jackie sich verabschiedete, nahm Grace sie am Arm und sagte: «Wissen Sie, ich wollte immer schon Se-



Rollenwechsel: Ehepaar Clinton.



Arbeitete im Bett: Lady Bird Johnson, Gatte.

nator Kennedy treffen.» Jackie meinte: «Wollen Sie gleich mitkommen und ihn im Spital besuchen?» Jack, der wegen seiner Rückenbeschwerden in Behandlung war, beschwerte sich dauernd über die alten, unfreundlichen Krankenschwestern. Grace war sofort bereit, ihn etwas aufzuheitern. Jackie organisierte ihr ein Häubchen und eine weisse Uniform. Als Grace zu JFK ans Krankenbett trat, sagte die Hollywood-Göttin: «Hallo, ich bin die neue Nachtschwester.» Minutenlang war Jack im Ungewissen, bis er sie endlich erkannte und in schallendes Gelächter ausbrach. Ich glaube nicht, dass Jackie dasselbe mit Marilyn Monroe gemacht hätte. Grace schwärmte wohl für JFK, aber es gibt keine Hinweise, dass die beiden je eine Affäre hatten.



Die grosse Frage lautet: Warum haben Jackie und Hillary die Eskapaden schweigend erduldet und sind den Schwerenötern nicht davongelaufen?

Hillary tat es, weil sie ihre eigene Karriere nicht ruinieren wollte. Sie wurde später Senatorin und ist nun auf dem Weg ins Weisse Haus. Jackie ihrerseits wuchs auf mit einer Mutter, deren Mann sie regelmässig betrog. Ausserdem haben Frauen in der einzigartigen Position als First Lady auch viel zu verlieren. Sie haben exklusiven Zugang zur Weltprominenz und Weltgeschichte. Wenn du sehr reich und mächtig bist, gibt es so etwas wie einen unausgesprochenen Deal: «Drücke die Augen zu und halte den Mund, dafür lebst du im mächtigsten Haus der Welt.» Bei Jackie kommt dazu, dass es damals für seriösen Journalismus ein No-Go war, über präsidentiale Affären zu berichten. Folglich konnte sie in der Öffentlichkeit das Gesicht wahren.

Sie haben bisher nicht bekannte Privatkorrespondenz der ehemaligen First Ladies gesichtet. Darin zeige sich eine enge Verbundenheit zwischen diesen Frauen. Gleichzeitig ist unter den Präsidentenfrauen viel böses Blut geflossen. Punktuell kann man von veritablen Zickenkriegen sprechen. Zurzeit ist es Michelle Obama, die mit grosser Verachtung auf Hillary Clinton hinunterblickt. Was ist zwischen den beiden los?

Sie sind extrem unterschiedlich. Michelle hasst die Verlogenheit in Washington. Hillary agiert und blüht auf in dieser Welt. Angefangen hat es 2008, als Hillary Obamas

Was kommt auf die Welt zu, falls Bill Clinton die Rolle der First Lady übernimmt?

Kampagne der Hoffnung als naive Trümelei ins Lächerliche zog. Michelle verachtet die Machtlüsternheit Hillarys, die sie zurück ins Weisse Haus treibt, und ihre Kumpanei mit Wall Street. Donald Trump hat nun allerdings eine Art Annäherung zwischen den Feindinnen ermöglicht. Michelles Abneigung gegen Trump ist derart gross, dass ihr Hillary schon fast wie eine Busenfreundin erscheint. Ausserdem geht es um das Erbe ihres Mannes. Trump hat angekündigt, er werde Obamas Errungenschaften pulverisieren, und hinterfragte sogar Obamas Staatsbürgerschaft.

Können Sie sich vorstellen, wie Michelle bei der traditionellen Machtübergabe Melania Trump durchs Weisse Haus führen würde?

Sollte es dazu kommen, gäbe ich viel dafür, als Fliege an der Wand dabei zu sein. Eine First Lady Melania würde uns wahrscheinlich wieder in die 1950er Jahre zu einer Art Mamie Eisenhower zurückführen. Eine

First Lady, die ihre Rolle primär als Hausfrau und Mutter versteht.

Vielleicht würden die Trumps gar nicht ins Weisse Haus einziehen. Im Vergleich zu ihrem dreistöckigen 100-Millionen-Dollar-Penthouse im Versailles-Chic nimmt sich der Präsidentensitz fast aus wie eine Arbeiterbaracke.

Das wäre ein Bruch mit der Geschichte und würde überhaupt nicht gut aussehen. Ich denke, er könnte der Versuchung nicht widerstehen, ins Weisse Haus einzuziehen.

Und sollte Hillary die Wahl gewinnen, als was würde Bill zurückkehren? Als «First Husband» oder «First Laddie» (schottisch: Bursche), wie er selbst mit einem Augenzwinkern vorschlug?

Wahrscheinlich als «First Gentleman» – der Titel klingt ähnlich antiquiert wie First Lady. Die Rückkehr von Hillary und Bill mit getauschten Rollen wäre eine spannende Konstellation. Stellen Sie sich vor, bei Staatsdinners käme es zu einem absoluten Novum. Es sässen ein ehemaliges (Bill) und ein aktuelles (Hillary) US-Staatsoberhaupt an ein und derselben Tafel. Das Weisse Haus hätte plötzlich doppelte Starpower.

Schwer vorzustellen, dass sich Superstar Bill um die Blumenarrangements und das Porzellan für die Staatsdinners kümmern würde.

Wahrscheinlich würde er eine Gesellschaftssekretärin anstellen, die das Zeremoniell übernimmt. Hillary Clintons Stabschefin aus ihrer Zeit als First Lady sagte mir, Bill würde keinesfalls ein Büro im East Wing haben.

Würde er sich, wie einst Hillary, in den West Wing einschleichen und in der Politik mitmischen?

Für Hillary würde es in jedem Fall hart mit dieser sehr starken und prominenten Persönlichkeit an ihrer Seite. Die grosse Frage lautet: Brächte es Bill fertig, seiner Frau das Rampenlicht vollumfänglich zu überlassen? **Und würde er sich diesmal wie ein Gentleman benehmen?**

Es gibt immer Gerüchte um ihn. Ich würde nichts ausschliessen, wegen seiner Vergangenheit. Seine Emotionalität könnte er aber auch als Stärke ausspielen. Als Tröster der Nation in Krisensituationen. Er hat einen natürlichen Draht zum Volk und kann seine Gefühle viel besser zeigen als Hillary. Vielleicht könnte er die Rolle des Präsidentenpartners neu definieren. Indem er sie politisiert oder eine eigene zivile Karriere im Weissen Haus fortsetzt. Er könnte den First Ladies, die folgen werden, den «Käfig» etwas öffnen. In diesem Sinne würde Bill Clinton wahrlich Geschichte schreiben.

Kate Andersen Brower: First Women. The Grace and Power of America's Modern First Ladies. Harper Publishing. 400 S., Fr. 33.50



Die Welt wäre ein viel besserer Ort: litauische Präsidentin Grybauskaitė.

Führungskunst

Flintenweiber

Von Wolfgang Koydl — Sind Frauen bessere politische Führer? Ein Blick zurück in die Vergangenheit lässt Zweifel aufkommen, ein Ausblick auf eine amerikanische Zukunft mit Hillary Clinton erst recht.

Männer kommen vom Mars, Frauen von der Venus – vom Kriegsgott geprägt die einen, auf Liebe, Versöhnung und Mütterlichkeit gepolt die anderen. Aus den einen werden denn auch öfter Killer, aus den anderen Krankenschwestern oder Kindergärtnerinnen. Die Welt, so die Schlussfolgerung, wäre ein viel besserer Ort, wenn Frauen endlich mehr zu sagen hätten.

Doch so alt der Spruch ist, so falsch ist er auch: «Das Geschlecht einer Person ist ein schlechter Indikator für ihre psychische Verfassung», konstatierten schon die beiden US-amerikanischen Psychologen Harry Reis und Bobbi Carothers in einer 2013 veröffentlichten wegweisenden Studie zu dem Thema. Der deutsche Biologiehistoriker Thomas Junker sekundiert: «Abgesehen von reiner physischer Gewalt, wo Männer vorne liegen, gibt es keine Unterschiede in puncto Aggression zwischen Männern und Frauen.»

Das mag alles nach einer Binsenwahrheit klingen, dennoch hält sich hartnäckig die Annahme, dass Frauen in leitenden Positionen – zumal in der Politik – einen positiven Einfluss haben könnten, weil sie mit sanfter Macht die aggressive Männerwelt mässigen. Dass dies ein Trugschluss ist, liess sich indes schon zu Zeiten nachweisen, da Frauen nicht einmal das Wahlrecht besaßen: Königinnen von Kleopatra bis Victoria dokumentierten zu allen Zeiten, dass sie es an Kaltblütigkeit, Kriegslust und Killerinstinkten mit der männlichen Konkurrenz jederzeit aufnehmen konnten. Ja, oft übertrafen sie sogar das vermeintlich stärkere Geschlecht. «Es gibt Hinweise, dass Frauen sogar rabiater sind, weil sie wegen ihrer körperlichen Schwäche die physische Gewalt nicht ausleben können», mutmasst Bestsellerautor Junker.

Heute sind Frauen als Führerinnen von Nationen oder mächtigen Organisationen keine Seltenheit mehr. Angela Merkel in Deutschland, Theresa May in Grossbritannien, Dalia Grybauskaitė in Litauen, Park Geun Hye in Südkorea, Christine Lagarde beim Währungsfonds und Janet Yellen an der Spitze der US-Zentralbank – sie alle haben teils erheblichen, teils entscheidenden Einfluss auf die Weltläufte. In weniger als zwölf Monaten könnte die Liste um zwei Namen erweitert werden: Hillary Clinton in den USA und Marine Le Pen in Frankreich.

Neues Zeitalter des Friedens?

Steht die von Krisen, Katastrophen und Konflikten gebeutelte Welt nun also an der Schwelle zu einem neuen Zeitalter des Friedens und der Verständigung dank weiblicher Empathie und Sensibilität? Die Zeichen dafür stehen eher schlecht,

wie ein Blick auf die heutigen Protagonistinnen und auf ihre Vorgängerinnen in den letzten fünfzig Jahren zeigt. Keine von ihnen ist je einem Konflikt aus dem Weg gegangen; einige haben Auseinandersetzungen – auch militärischer Natur – sogar aktiv vorangetrieben.

Derzeit löst Hillary Clinton bei Kennern der geopolitischen Szene mehr Bauchschmerzen aus als ihr polternder Rivale Donald Trump. Sie glauben, dass von dem blondschöpfigen Maulhelden weniger Gefahren für den Frieden ausgehen als von «Hillary the Hawk». Diesen Übernamen trägt sie, weil sie zeit ihrer politischen Laufbahn im Zweifel mit säbelrasselnden Falken in Washington übereinstimmte – ob bei den Themen Ukraine, Irak, Libyen, Afghanistan oder – zuletzt – Syrien. Hier fordert sie nach wie vor hartnäckig ein Eingreifen der USA mit dem Ziel eines Regimewechsels. Michèle Flournoy, heisse Anwärtlerin auf den Posten der Verteidigungsministerin in einer Clinton-Administration, stiess sogar unverhüllt Drohungen gegen russische Truppen in Syrien aus.

«Sie fühlt sich wohl mit militärischen Lösungen», schrieb die Polit-Zeitschrift *Foreign Policy* und wies unter anderem auf Clintons enge Freundschaft mit dem früheren Vizechef des Generalstabs, Jack Keane, hin. Er sitzt heute im Vorstand der Privatsöldnerarmee Academi (früher Blackwater) und gilt als Mann, «der kaum ein Land kennt, das sich nicht mit US-Bodentruppen und -Luftschlägen verbessern lässt» – so *Foreign Policy* sarkastisch. Keane gehört zu einer sehr kleinen Gruppe von Männern, die Hillary zur Begrüssung umarmt.

Die *New York Times* wiederum stellte fest, dass Clinton «das Gefäss ist, in das viele Interventionisten ihre Hoffnungen füllen». Mehrere reaktionäre *neocons* haben denn auch schon ihrer angestammten republikanischen Heimat den

Rücken gekehrt und sich öffentlich für die Demokratin als nächste Präsidentin ausgesprochen. Es sei egal, welchen Namen sie ihrer Aussenpolitik geben werde, meinte Robert Kagan, der prominenteste Bannerträger der Bewegung, aber es werde eine auf amerikanischen Militärinterventionen beruhende Politik sein, «mit der ich übereinstimme». Mehr als mit Trump, der mit Moskau reden will und den Nutzen der Nato in Frage stellt.

Bomben nach Herzenslust

Gerade wenn es um eine harte Haltung gegen Russland geht, wird sich eine Präsidentin Clinton auf drei weibliche Verbündete in Europa verlassen können: die wegen ihres brutalen Machtinstinkts von Freund und Feind gefürchtete Angela Merkel, die gern in Kampfmontur und mit Soldaten auftretende Litauerin Dalia Grybauskaitė («Stahlmagnolie») und die Britin Theresa May. In Downing Street heisst diese nur vielsagend «the Ice Maiden» – die Eiskönigin. Vielen Briten gefror wohl das Blut in den Adern, als May nach dem Amtsantritt kühl erklärte, dass sie im Kriegsfall natürlich auf den Nuklearknopf drücken würde. Alle anderen britischen Premiers hatten sich um eine Stellungnahme in dieser Angelegenheit stets gedrückt – alle ausser Margaret Thatcher.

Dass die «Eiserne Lady» einen Krieg nicht scheute, bewies sie im Konflikt um die Falklandinseln, den sie nach eigener Aussage aus recht männlichen Gründen führte: Es ging um verletzten Stolz. Gewalt als selbstverständliches Mittel ihrer Politik nutzte auch die indische Ministerpräsidentin Indira Gandhi: 1971 entriss sie Pakistan das heutige Bangladesch, 1975 verhängte sie den Ausnahmezustand über Indien, 1982 liess sie das Militär den Sikh-Tempel von Amritsar beschliessen.

Auch Indiens Nachbarstaaten Sri Lanka und Pakistan wurden von recht rabiaten Frauen regiert. Sirimavo Bandaranaike war die erste Frau, die 1960 in freien Wahlen an die Spitze eines Staates gewählt wurde. Sie nutzte die Macht als Premier von Ceylon, um einen Aufstand der tamilischen Minderheit brutalst niederzuschlagen. Unter der Präsidentschaft ihrer Tochter Chandrika Kumaratunga wuchs sich der Konflikt zum blutigen Bürgerkrieg aus. Die ehemalige pakistanische Regierungschefin Benazir Bhutto wiederum trieb massgeblich das Atomprogramm voran und stärkte die Taliban in Afghanistan. Als Schwester im Geiste entpuppte sich die türkische Ministerpräsidentin Tansu Ciller.

Auch eine Frau kann Lust am Töten verspüren – solange sie sich unbeobachtet fühlt.

Jahre vor Recep Erdogan erstellte sie schwarze Listen von Unterstützern der Kurdengruppe PKK, die der Geheimdienst dann liquidierte.

Hat eine Frau als Oberbefehlshaberin wirklich den Finger schneller am Abzug als ein Mann? Oder sind Männer und Frauen jenseits von Klischeevorstellungen gleichermassen aggressiv? Eine amerikanische Untersuchung liess in einem simulierten Konflikt männliche und weibliche Probanden Bomben auf einen Feind abwerfen. Das erstaunliche Ergebnis: Die Männer warfen mehr Bomben ab, wenn sie glaubten, dass die Forscher ihre Identität kannten. Die Frauen hingegen bombten nach Herzenslust, wenn sie sich anonym glaubten. Auch eine Frau kann Lust am Töten verspüren – solange sie sich unbeobachtet fühlt.

In einer ähnlichen Erhebung wurden US-Bürger nach ihrer Haltung gegenüber den letzten sechs kriegerischen Konflikten ihres Landes seit dem ersten Golfkrieg befragt. Auf den ersten Blick entsprach das Resultat den Erwartungen: 51 Prozent der Männer, aber nur 43 Prozent der Frauen fanden militärische Gewalt gut. Im Umkehrschluss heisst dies aber auch, dass mehr Männer Aggression ablehnten (49 Prozent), als dass Frauen ihr zustimmten.

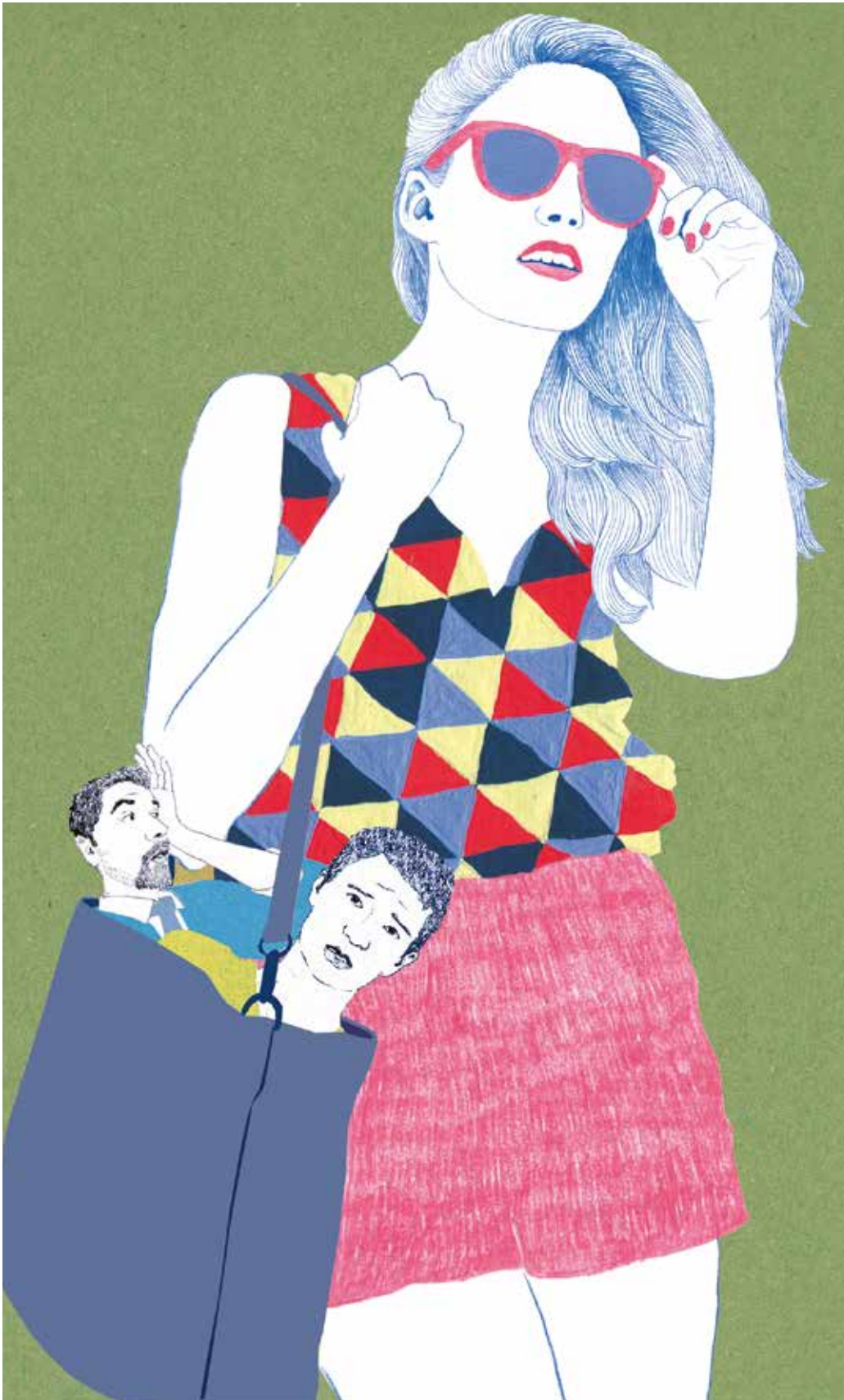
Die Autoren stellten eine bedenkenswerte Frage: Antworten manche Frauen friedfertig, weil sie dem Stereotyp entsprechen wollen? Wie wird eine Präsidentin in einem Krisenstab entscheiden, wenn sie von lauter Männern in Uniform umgeben ist? Der Augenschein erlaubt wenig Rückschlüsse. Auf dem legendären Foto aus dem Krisenraum des Weissen Hauses im Augenblick der Ermordung von Osama Bin Laden schlägt die damalige Aussenministerin Clinton entsetzt die Hand vor den Mund, derweil Vizepräsident Joe Biden den Vorgang so entspannt wie den erwarteten Home-Run eines favorisierten Baseballteams zu verfolgen scheint. Doch im Vorfeld riet Biden eindringlich zur Zurückhaltung, Clinton drängte aufs Draufhauen. ○



«Gefäss für die Hoffnungen vieler Interventionisten»: Clinton (2. v. r.).

Die Macht der Natur

Von Claudia Schumacher und Sonia Klajnberg (Illustration) — Die Luft wird dünn, und das Leben wird plötzlich kompliziert, wenn Frauen mehr Macht und Geld haben als ihre Männer.



Sie backt jetzt gerne. Ihre Quarktorte ist unübertroffen.

Maria weint. Sie ist verlassen worden. Schon wieder. Es lief seltsam ab – wie immer.

Vergöttert hatte er sie. Maria war die Schönste, die Klügste, die Grösste gewesen. Er hatte die Finger nicht von ihr lassen können. Von einer vierzehntägigen Reise brachte er ihr vierzehn Geschenke mit: eines für jeden Tag, an dem er nicht bei ihr war.

Seine Freunde mochten Maria. Seine Mutter schwärmte von ihr. Promotion, Geld. Anfang dreissig, aber noch keine Falten. Kunstgeschmack, Humor. Und am Wochenende fliegt sie zu Konferenzen: Meine Freundin Maria ist toll. Was um alles in der Welt war also passiert?

«Ich liebe dich nicht», sagte er.

Beruflicher Erfolg, private Misere

Maria gehört zu den Frauen, die Paarberater als «schwer vermittelbar» bezeichnen. Karrierefrauen. Starke Frauen. Und ja: sehr schöne Frauen. Wobei Schönheit an sich kein Problem wäre. «Nur» schöne Frauen tun sich privat eher leicht. Aber Frauen, die klug, schön und erfolgreich sind: Das ist ein bisschen viel des Guten. Entspricht im Zeitalter der Selbstoptimierung aber nicht selten der Realität.

Wäre Maria ein Mann, würde dieser das andere Geschlecht anziehen wie Kuhdung die Fliegen. Sie ist aber eine Frau.

Maria ist von Natur aus mächtig. Sie hat Autorität, einen kühlen Intellekt, erotisches Kapital und ein Problem: Männer, nach denen sie sich sehnt, sind nicht in der Lage, sie dauerhaft zu lieben. Maria wünscht sich einen netten Freund, der für sie da ist. Nur hat sie noch keinen in ihrem Alter gefunden, der mehr Aufmerksamkeit auf sich zieht, mehr Geld ansammelt oder besser aussieht als sie – und alles andere scheint nicht zu funktionieren. Ihr letzter Freund begegnete ihr auf Augenhöhe. Was Maria absolut reichte. Doch er fühlte sich in dieser machtgleichen Konstellation offenbar bereits bedroht genug, um ihr das Herz zu brechen. Maria ist eine Herausforderung. Eine Provokation auf zwei hübschen Beinen.

«Lassen Sie uns mit der Feststellung beginnen, dass wir Glück haben», begann Sheryl Sandberg, Geschäftsführerin von Facebook, im Jahr 2010 ihren berühmten TED-Talk mit dem Titel: «Warum wir zu wenige weibliche Führungskräfte haben». In ihrem Vortrag weist sie zunächst darauf hin, wie gut es uns Frauen im Westen heute geht. Wir leben nicht mehr in einer Zeit, «in der Karriereoptionen für Frauen so begrenzt waren». Dann kommt

Sandberg aber zum Thema: «Frauen schaffen es nicht an die Spitze ihrer Berufe, wo auch immer in der Welt.»

Warum nicht? Weil sie faul sind? Ohne Ehrgeiz? Lieber einen Bastelladen eröffnen, der mit dem Einkommen des Gatten querfinanziert werden muss? Weil sie so gerne Windeln wechseln? Hm. Das denken viele.

Sandberg nennt noch ein anderes Problem, das zur Mutter aller weiblichen Erfolgsprobleme taugen dürfte: «Was die Daten mehr als alles andere zeigen: Erfolg und Beliebtheit sind zwei Dinge, die sich für Männer gegenseitig bedingen – und sich für Frauen ausschliessen.»

Je erfolgreicher eine Frau wird, desto unbeliebter wird sie in der Regel. Sie verliert Freundinnen an den Neid und ihre Männer an Frauen, die ihnen unterlegen sind. Wenn es aber eines gibt, das sich die meisten Frauen nun einmal von Kindesbeinen an wünschen: dann ist es Liebe. Müssen sich Frauen also zwischen Liebe und Erfolg entscheiden... nun, dann haben wir eben die Gesellschaft, in der wir leben.

Sandberg ist die noch viel erschreckendere Variante meiner Maria: eine Schönheit, die ein global erfolgreiches Unternehmen führt. Gut, wir wissen nicht, wo Maria in zehn Jahren steht. Schaut man sich allerdings ihre jüngere Entwicklung an, sieht es nicht danach aus, als werde sie noch ihr volles berufliches Potenzial verwirklichen. Maria hat andere Sorgen.

In den letzten fünf Jahren hat sie sich verändert. Sie ist nicht mehr der saufende Haudrauf, der lieber eine Freundin verliert, als sich einen Witz zu verkneifen. Sie gibt auch nicht mehr damit an, am Wochenende zu arbeiten und sich von Fertigsuppe zu ernähren.

Maria sucht einen Mann.

Sie hat sich ein Buch gekauft: «Empathie: Die Macht des Mitgefühls: Weshalb einfühlsame Menschen gesund und glücklich sind». Sie hat mit Yoga angefangen, «weil es meiner Weiblichkeit guttut», wie sie sagt. Mit jedem Mann, der Maria verliess, wurde sie noch ein Stück niedlicher. Sie backt jetzt gerne. Ihre Quarktorte ist unübertroffen. Nur: Die wenige Zeit, die Maria ganz für sich hat, verbrachte sie früher mit dem Lesen von Politikerbiografien. Dieses ganze Gebacke wirkt ein wenig ver-

zweifelt. Ist es wohl auch. Denn mit den Kerlen, auf die Maria steht und die offenbar ein weiches Weibchen suchen, will es all der antrainierten Fraulichkeit zum Hohn nicht klappen: Nach einer Phase hitzigster Verliebtheit bricht stets der Wahnsinn über die Männer herein. Sie beginnen zu leiden. In der Folge kommt es zu einer Neubewertung Marias. Sie mutiert – in den Augen der Männer – vom Engel zum Teufel.

Noch keiner, der Maria nicht irgendwann gefragt hat, wer diese Typen seien, die auf Facebook jedes neue Foto von ihr mit einem Kompliment kommentieren. Wenn Maria dann ehrlich antwortet, es handele sich nur um lose Bekannte, die sie nicht weiter interessieren, ist es trotzdem nicht gut. Es nagt an den Männern, dass Maria derart begehrt ist. Und es nagt an ihnen, dass sie im Job gefördert wird und ihr Gehalt für Gleichaltrige schwer zu toppen ist.

«Hier heisst das Zauberwort: Dating down», sagt die Zürcher Paar- und Single-Expertin Barbara Beckenbauer. Fälle wie Maria suchen

«Zwei Alphatiere stossen sich mit der Zeit ab wie zwei gleiche Magnetpole.»

Hilfe bei ihr. «Für Karrierefrauen wird die Luft da oben – zumindest paarungstechnisch – einfach sehr dünn.» Besonders für die ganz erfolgreichen Frauen, die Unternehmen führen oder Milliarden auf dem Konto haben, werde es fast unmöglich, einen Mann auf Augenhöhe oder sogar über sich zu finden.

«Orientieren sich Frauen allerdings sozial nach unten, kann das durchaus funktionieren», sagt Beckenbauer und bezieht sich dabei auf fünf solche Paare, die sie aus ihrer Praxiserfahrung als Psychologin kennt. Mit Männern, die weniger erfolgreich sind als ihre Frauen – und auch weniger ambitioniert. Männer, die den Löwenanteil bei der Hausarbeit übernehmen und sich um die Kinder kümmern. «Es muss einfach jemand den fürsorglichen Part in einer Beziehung übernehmen», so Beckenbauer. «Zwei Alphatiere stossen sich mit

der Zeit ab wie zwei gleiche Magnetpole. Solche Beziehungen sind anfangs aufregend, aber auf Dauer kommt es meistens zur Trennung.»

Hiess es nicht immer, dass Beziehungen, in denen Macht im klassischen Sinne – finanzielle Macht und Status – zuungunsten des Mannes verteilt ist, weder für die Frau noch für den Mann funktionieren?

Das Artige-Mädchen-Syndrom

«Das war lange Zeit so», sagt Beckenbauer. «Wir beobachten, was diese Konstellationen betrifft, aber zunehmend einen Wandel, den auch Studien bestätigen. Jungen Männern ist sowohl Geld als auch Erfolg immer weniger wichtig, und viele von ihnen können durchaus damit umgehen, wenn die Frau die Brötchen nach Hause bringt.»

Für Maria gibt es also drei Optionen: Karriere machen und einen fürsorglichen Mann finden (ich kann regelrecht hören, wie sich ihr bei dem Gedanken die Nägel aufrollen: «Das ist doch dann kein Mann mehr!»). Option zwei: Karriere machen und einen deutlich älteren, erfolgreicher Mann finden (wenn er aussieht wie George Clooney, ginge das wohl). Oder Maria geht weiter den Weg, den sie gerade geht: sich die eigenen Chefqualitäten abtrainieren. Denn während Maria damit beschäftigt ist, ihre Wohnung mit Kissen zu dekorieren, sich in die nächste Enttäuschung zu verlieben und ihr eigenes Knuspermüesli zu backen, wird sie von ihrem Chef merklich seltener auf Konferenzen geschickt.

Ich sollte Maria ein Buch schenken. Es heisst «Kleine Philosophie der Macht (nur für Frauen)». Der Buchdeckel ist golden und pink, das würde sie wahrscheinlich sogar anfassen. Und die Autorin, Rebekka Reinhard, ist keine Philosophin mit rotgefärbten Haaren und Filzjacke, sondern eine hübsche, feminine Frau. In ihrem klugen und witzigen Werk befasst sich Reinhard unter anderem mit Frauen wie Maria, die auf ihrer Suche nach Liebe «zum artigen Mädchen» mutieren. Aus Angst, alleine zu bleiben, verspielen sie ihre wichtigste Chance auf Erfolg, in der Liebe wie im Job: ihre Authentizität.

Kennen Sie jemanden, der Erfolg hatte, indem er sich künstlich kleiner machte? ○

NATUR & DUTY FREE SHOPPING IN SAMNAUN - WELLNESS & GENIESSEN IM BELIEBTESTEN HOTEL DER SCHWEIZ

7 TAGE DUTY FREE SHOPPING In der ZEGG Geschäfte in Samnaun: Lilien & Schmuck Sport & Mode Parfüm & Kosmetik Sonnenbrillen Zigarren & Hummer	AKTIV URLAUB BIKEN & WANDERN In der Skiregion Arven Samnaun, Italien: 300 KM WANDERWEG 30 KM BERGFAHREN SAMNAUN ALLES INKLUSIVE MIT KOSTENLOSEM BEHANDLUNG DER BERGFAHREN ALS BEIHALT	WELLNESS ZUM TRÄUMEN In der ZEGG Wellness SPA: Bäder, Wellness 2 SAUNEN mit 3 BEHANDLUNGS- SPA DUNST- GROTTE THERAPY & MASSAGE CENTER	FÜR GOURMET & WEINLIEBHABER In der ZEGG Restaurant: GOURMET STEUFE LA MIRANDA PIZZERIA ITALIA PASTA SCHNITZBROT KÖNIGLICHE MIT 20000 VIN KELLER	SEPTEMBER SPECIAL 3=2, 7=5 Bei Buchung Ihres Aufenthaltes zwischen dem 1. und dem 30. September 2016 profitieren Sie im Chasa Montana Hotel & Spa**** und im Silvertta Hotel & Spa**** von diesem unschlagbaren Angebot: 2 Nächte buchen – eine 3. Nacht geschenkt oder 5 Nächte buchen und eine 6. und 7. Nacht geschenkt bekommen! Da wird der Spätsommerurlaub zum entspannten & preiswerten Vergnügen: z. B. Chasa Montana: 3 Nächte mit Frühstück im DZ pro Person ab CHF 230,- (Statt CHF 312,-) z. B. Silvertta: 3 Nächte mit Frühstück im DZ pro Person ab CHF 170,- (Statt CHF 233,-)
ZEGG.CH	RELAIS & CHATEAUX	15	Engadin Samnaun	CHASA MONTANA HOTEL & SPA **** ZEGG Hotels AG Dorfstrasse 30, CH-7563 Samnaun T: +41 (0)81 861 90 00 info@hotelchasamontana.ch www.hotelchasamontana.ch
				HoldingsCheck 2016 WARD PLATZ 1 Best of Switzerland Award 2016

Göttliche Mittlerin, bürgerlich Tugendhafte

Von Christoph Mörgeli — Die Schweizer Autoren Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller waren grossartige Erzähler und Ergründer des Weiblichen. Eine literarische Mikroanalyse ihrer Frauenbilder.

Sie sei «des Hauses Licht und die allgegenwärtige Schaffnerin Gottes». Jeremias Gotthelf beschrieb die Frau auch als «das innerste Rädli», den «Geist im Haushalt», dann aber, den Blick vom Diesseits zum Jenseits erhebend – als «Mittlerin des Hauses zwischen Gott und Menschen». Niemand hat das Frauenbild Gotthelfs instinktiv und intellektuell früher erfasst als die Schriftstellerin Ricarda Huch (1864–1947), die in Zürich studierte und doktorierte. Sie beschrieb, wie Gotthelf die Frauen hoch über das Irdische erhob und sie dennoch fest auf die Füsse in dieser Welt stellte. Einzig die Frau erscheint dem wortgewaltigen Pfarrer von Lützelflüh als Vollendung der Schöpfung. Denn sie liebt mehr als der Mann, und wer mehr Liebe hat, verfügt über verlässlichere Geisteskraft.

Gotthelfs wichtigste Frauenfiguren sind Trägerinnen echter Herzensliebe, die sich zur Treue verewigt und zur Nächstenliebe verklärt, welche wiederum der Gottesliebe entspringt. Wie ein katholischer Geistlicher schwebt die Frau irgendwo zwischen Himmel und Erde. Sie ist nicht ganz Mensch, aber natürlich auch keine göttliche oder engelsgleiche Gestalt.

«Wie Käfer und Mäuse»

Die junge Frau verliebt sich in Jeremias Gotthelfs Romanen auf den ersten Blick, bleibt aber zurückhaltend, ja sogar spröde und kühl. Denn sie bewahrt sich ihre keusche Sittsamkeit, ihre Würde und ihren Stolz. Geschick und sachte leitet sie die Liebe in die vernünftige Bahn ihrer Bestimmung. Nur mit vereinzelt, aber umso wirksameren Worten, Blicken und Gesten gibt die Frau dem Mann ihres Herzens die Liebe zu erkennen. Oft sind Gotthelfs Frauen schuldlos verarmt, verschupft und verlassen und suchen nach einem Helden, der sie trägt und beschützt. Wer sich aber zur Heldin entwickelt, ist die Frau, die mehr arbeitet, mehr leidet, mehr erträgt. Mit Sanftmut, Gottvertrauen und heiterer Gelassenheit stützt die Gattin ihren verzagenden, verzweifelten oder verbitterten Mann. Droht der materielle Abstieg, verlangt er von ihr, dass sie den Ärmsten weniger gebe, sie aber von ihm, dass er geschickter wirtschaftet. Männlich sind Nebel, Wolken und Winde, weiblich ist die Sonne, die mit ihrem Licht und ihrer Wärme jedes Unwetter vertreibt. Selbst wenn die Sonne am Ende an den eigenen Strahlen versengt, indem die Frau auch noch die Pflege der seuchen-

kranken Nachbarn übernimmt und diesen Opfergang mit dem Tod bezahlt.

Bei alledem darf die Frau bei Jeremias Gotthelf nicht mit Dankbarkeit oder Anerkennung, ja nicht einmal mit Verständnis rechnen. Denn der Mann bleibt in Gotthelfs Welt der «dunkle Punkt» (Ricarda Huch). Er ist meistens beschränkt, plump, schwerfällig, aufs naheliegende Weltliche ausgerichtet und vergisst dabei die göttlichen Gebote. Die Überlegenheit der Frau macht ihn ärgerlich, misstrauisch, neidisch; er wird wie der Glunggenbauer Joggeli ein kleinlicher Nörgler, was die Bäuerin mit unerschöpflich gutem Hu-

mor erträgt. Das «Mannevolk» sei «wie Käfer und Mäuse», schreibt Gotthelf in «Uli der Pächter», nämlich «eine Art Ungeziefer, welches man in Geduld und Langmut zu ertragen habe, weil es eben von Gottes väterlicher Hand geordnet sei». Nicht einmal in öffentlich-politischen Dingen steht der Herr der Schöpfung seinen Mann. Energisch tätig, nämlich «regimentsfähig» und eine «aristokratische Figur», ist nur das Vreneli, und auch das Gritli in «Zeitgeist und Berner Geist» hat das gute «Talent, zu befehlen».

Selbstverständlich gibt es unter Gotthelfs weiblichem Personal auch böse, zänkische,



«Aristokratische Figur»: Liselotte Pulver als Vreneli in «Ueli der Knecht», 1954.

putzsüchtige und klatschhafte Charaktere. Ist das der Frau ganz natürliche Mitleid mit dem Mann der völligen Verachtung gewichen, erkaltet ihre Liebe. Zwar kann die Frau der Ehe nicht entlaufen; so etwas ist im bernisch-bäuerlichen Moralkodex des mittleren 19. Jahrhunderts nicht vorgesehen. Darum entwickelt sich etwa das Dürriluft-Elsi im Roman «Die Käserei in der Vehfreude» zu einer streitsüchtigen Hexe, die ihr zögerlicher Peter als Waschlappen von einem Mann so richtig verdient hat.

Der Opferrolle entzogen

Auch mit Gottfried Kellers Frauenbild hat sich Ricarda Huch auseinandergesetzt. Vor allem jene Frauen, die nach wahrer Freiheit strebten – so meinte die Historikerin und Autorin –, hätten «keinen besseren Freund unter den Dichtern». Auch bei gegebenen gesellschaftlichen Strukturen formen Kellers Frauen ihre Lebenswirklichkeit durchaus mit. Der Zürcher Dichter entzieht sie der Opferrolle und



Der Welt Glanz verleihen: Keller.



Frau als Vollendung der Schöpfung: Gotthelf.

weist ihnen ihre eigene Individualität zu, die sie ihr weibliches Potenzial vielfältig entfalten lässt. Darum sind seine Frauengestalten gemäss der Germanistin Caroline von Loewenich «leuchtend und nahe», «lebendig und farbenreich». Keller schuf in seinem Werk einmalige Frauen, die uns berühren und fesseln, die uns seelisch wärmen, die aber auch furchtbare Abgründe öffnen. Sie zwingen ihre Männer und Söhne in lebensfremde Normen, die Liebe und Menschlichkeit dem materiellen Wohlstand opfern, und sie wissen den liebenden Mann zu demütigen und zu quälen.

Und dennoch sind es die Frauen, die der Welt ihren Glanz verleihen – durch ihren Charakter, ihre Bildung, ihre Schönheit. Sie runden die Existenz des Mannes da ab, wo sie ihm fehlt, indem sie seine Sehnsucht nach dem Idealen stillen oder ihm die Bewährung im bürgerlichen Leben ermöglichen. Kellers Frauen wissen oder ahnen in der Regel genau, was gut und was schlecht ist. Doch das bürgerliche Frauenbild des 19. Jahrhunderts bleibt gewahrt: Der Mann nimmt die Rechte und Pflichten des mündigen Bürgers wahr. Aufs Erotische beschränkte Wünsche taugen nicht zum Lebensentwurf. Der Frau fällt die Aufgabe zu, den ungezügelter Mann zivilisatorisch zu bändigen. Bei einer Abweichung zwischen Begehren und gesellschaftlichen Regeln bleibt nur der Verzicht.

Weiblichkeit und bürgerliche Tugend

Es handelt sich bei Kellers vielfältigem weiblichem Personal nicht nur um liebliche, sondern auch um tatkräftige, klar denkende Wesen. Nicht Gott bringt bei ihm die sinnlich lenkende Gestalt der Judith im «Grünen Heinrich» hervor, sondern die Natur. Denn wenn Keller auch das Erfinden von Frauenbildern als

«Lieblichste der Dichtersünden» bezeichnet hat, will er doch bei allem Zauber das Wahre darstellen. Schlossfräulein Fides ist eine tief und stolz fühlende Frau, die ihre Neigung für Recht und Ehre mit einem Zug Schalkhaftigkeit würzt. Die Mutter des Landvogts von Greifensee ist die «beste und gerechteste Per-

Der Frau fällt die Aufgabe zu, den ungezügelter Mann zivilisatorisch zu bändigen.

son» und hält die etwas verwilderte Familie mit hellem Verstand und heiterer Laune bei guten Sitten. Haushälterin Marianne hat alle ihre neun Kinder begraben müssen und ist mehr Husar als Wirtschafts-dame; bei ihrem Tod gibt man ihr ein Grabgeleit «wie einem angesehenen Manne».

Frau Hediger im «Fähnlein der sieben Aufrechten» ist ihrem politisierenden Mann in Herzensdingen und im praktischen Verstand um Längen überlegen. Ihre Brüder «verschossen und verjubilten Haus und Hof», so dass sie einzig in der bürgerlichen Ehe mit dem Schneidermeister bestehen konnte. Sie handelt durchaus eigenständig – auch gegen den erklärten Willen Hedigers – und ermöglicht die Liebesheirat ihres Sohnes entgegen dem Eheverbot von Gatte und Gegenschwäher. Hermine, die Auserwählte von Karl, sucht sich dessen erotischen Annäherungen geschickt zu entziehen und lenkt ihre Zuneigung von allem Anfang an in den Rahmen des zeitgemässen Sittenkodexes. Sie weiss Weiblichkeit und bürgerliche Tugend ideal zu vereinen und sagt beim Verlöbnis: «Mögen wir so lange leben, als wir brav und tüchtig sind, und nicht einen Tag länger!»



Sturmwarnung

Von Henryk M. Broder — Der Vizekanzler ist die Wetterfahne auf dem Dach der SPD.



Stellen Sie sich Folgendes vor: Ihr Mann schnarcht, will sich aber nicht auf Apnoe untersuchen lassen. Ihre Frau jubelt das Haushaltsgeld. Der Sohn hat keine Lust auf Schule

und die Tochter einen Freund, der mit Drogen handelt. Statt das Problem dort anzugehen, wo es seinen Ursprung hat, also in der Familie, bringen Sie es bei der Hausversammlung zur Sprache. Sie sagen, Ihre Familie habe Sie schwer enttäuscht, die Angehörigen seien allesamt Versager, so könne es nicht weitergehen. Würden Sie nicht machen, nicht wahr? Und die anderen Bewohner würden denken: «Hat er/sie sie noch alle? Kann er/sie das nicht daheim erledigen?»

Genau das ist am letzten Wochenende passiert. Sigmar Gabriel, Vorsitzender der SPD, Vizekanzler und Wirtschaftsminister im Kabinett von Angela Merkel, hat die Kanzlerin frontal angegriffen. Nicht zum ersten Mal, aber in bis dahin nicht gekannter Heftigkeit. Sie habe, sagte ihr Stellvertreter in einem Interview mit dem ZDF, in der Flüchtlingskrise versagt, immer nur «Wir schaffen das!» gerufen, statt die Voraussetzungen dafür zu schaffen, «dass wir es auch hinkriegen». Nun wäre eine «Obergrenze für Integration» vonnöten. Später bekräftigte er die Vorwürfe in einer Pressekonferenz. Worauf Peter Tauber, der Generalsekretär der CDU, erwiderte, Gabriels Äusserungen wären «nicht nur eine bodenlose Unverschämtheit, sondern in der Sache auch noch falsch». Das war nicht nett, aber in der Sache richtig. Gabriel konnte sich wohl nicht daran erinnern, dass er vor einem Jahr mit einem «Refugees Welcome»-Button am Revers auf der Regierungsbank neben der Kanzlerin gesessen hatte. Dass er nie eine «Obergrenze für Integration» gefordert und alle Entscheidungen der Regierung in der Flüchtlingskrise mitgetragen hatte.

Man muss schon ein extrem poröses Gedächtnis haben, um sich dermassen zu täuschen. Oder «die Menschen draussen im Lande» für sehr dumm halten. Gabriel hat keine Prinzipien, aber ein Gefühl dafür, woher der Wind weht. Er ist die Wetterfahne auf dem Dach der SPD. Und die bläht sich auf, wenn ein Sturm aufzieht. Kommenden Sonntag werden die Parlamente in Berlin und Mecklenburg-Vorpommern neu gewählt.

Blackout

Von Silvio Borner — In den letzten zehn Wintern musste die Schweiz Strom importieren. Auf mittlere Sicht ist die Versorgungssicherheit gefährdet. Die Politik schläft.

Innere und äussere Sicherheit sind Kollektivgüter. Hier hat der Staat dafür zu sorgen, dass die Bevölkerung ausreichend versorgt ist. Für private Güter hingegen wird die Versorgung über Märkte sichergestellt. Der Staat muss hier lediglich den wirksamen Wettbewerb garantieren, also dass der Marktzutritt offenbleibt, die Verbraucher frei wählen können, die Preis- und Qualitätskonkurrenz spielt und die Regulierung nicht mehr schadet als eventuell vorhandene Marktunvollkommenheiten.

Dabei soll die Marktversorgung nicht nur aus dem Inland, sondern auch durch Importe erfolgen. Gerade für die hochspezialisierte Schweiz ist der Zugang zu Importmärkten wohlstandsentscheidend. Wir leben nämlich nicht von den Exporten, die das Land verlassen, sondern von den Importen, die im Austausch für die Exporte ins Land kommen. Die politisch hochgeschaukelte Versorgungssicherheit bei der Ernährung ist marktwirtschaftlich mehr als gesichert, weil es hier hocheffiziente Weltmärkte gibt. Die heimische Landwirtschaft importiert nicht nur im grossen Stil Maschinen und Treibstoffe, sondern auch die Nahrung für ihre Hühner, Schweine und Kühe. Die Bezeichnung «Schweizer Fleisch» ist so gesehen irreführend.

Warum muss man sich aber beim Strom um die Versorgungssicherheit der Schweiz ernsthafte Sorgen machen?

1 — Die Stromverteilung ist netzgebunden, und zwar sowohl im Hochspannungstransport wie auch im lokalen Verteilnetz. Versagt das Netz, geht bei allen Angeschlossenen gar nichts mehr.

2 — Die im Netz fliessenden Elektronen lassen keinen Schluss auf die Art ihrer Erzeugung zu. Spannung und Frequenz müssen jederzeit «richtig» sein. Das Netz gleicht unserem Blutdruck, reagiert aber noch viel empfindlicher auf kleinste Abweichungen.

3 — Der Wert des Stroms hängt daher davon ab, ob zu wenig oder zu viel produziert wird. Bei einem Zuviel sinkt der Wert schnell gegen Null oder sogar darunter. Bei einem Zuwenig kann er schnell hochschnellen.

4 — Um gegen den Ausfall eines AKW oder grossen Wasserwerks gewappnet zu sein, muss die Schweiz auf ausländische Lieferanten zugreifen können. Dafür haben die nationalen

Netzgesellschaften sehr gut vorgesorgt. Aber jedes Land muss dafür schnell abrufbare Reservekapazitäten bereitstellen. So können alle Reserven teilen und sparen.

5 — Schwieriger sind aber strukturelle oder saisonale Mangellagen, wie sie für unser Land nach dem geplanten Ausstieg aus der Kernenergie mit Sicherheit eintreten würden, weil Sonne und Wind immer wieder über Tage, ja Wochen hinweg ausfallen, die Speicherseen aber nie ausreichen, da sie nicht für den Saisonausgleich konzipiert worden sind.

Dann können uns nur noch Stromimporte retten, ohne die wir in den letzten zehn Jahren in keinem Winterhalbjahr über die Runden gekommen wären. Aber anders als bei Weizen oder Orangen gibt es beim Strom keine Weltmärkte wie für die Energieträger selbst (Kohle, Öl oder Uran). Wir können höchstens innerhalb

des Netzverbands in europäischen Ländern einkaufen. Anders als bei gewöhnlichen internationalen Lieferungen haben wir jedoch keine freie Wahl zwischen Bahn, Schiff oder diversen LKW-Transportfirmen, sondern sind total abhängig von den staatlich kontrollierten Netzen im Ausland.

Ohne ein Stromabkommen mit der EU werden wir vollständig ab-

hängig von der ausländischen Politik. Aber selbst mit einem Abkommen haben wir keine Garantie, dass im Falle von Mangellagen in Deutschland, Frankreich und Österreich Exporte in die Schweiz freigegeben würden. Die Bezugsverträge mit Frankreich sollen gemäss Befehl der EU auslaufen, obwohl wir Kaiser-August im französischen Cattenom ermöglicht haben. Auf Importe können wir uns also nur verlassen, wenn die Deutschen weiterhin massiv Kohle- und die Franzosen Nuklearkapazitäten ausbauen und beide die erforderlichen Leitungskapazitäten zur Verfügung stellen. Denn strukturelle Saisonimporte können nur aus plan- und steuerbaren Bandenergiequellen kommen.

Wenn wir die Versorgungssicherheit in der Schweiz garantieren wollen, müssen wir daher auf Gaskombikraftwerke setzen, was aber die Klimapolitik ad absurdum führt. Gibt es da wirklich keine gescheitere Lösung? Sicher gibt es die, aber wir kommen wohl erst drauf, wenn wir ein paar verheerende Blackouts oder Abschaltungen ganzer Stadtteile erlebt haben.



Wohlwollende Unschärfe

Von Thilo Sarrazin — Im Vorfeld der Berliner Wahl wird auch über Einwanderung, Flüchtlinge und den Islam diskutiert. Aufschlussreicher ist, welche Themen nicht zur Sprache kommen.



Am 18. September findet im Land Berlin die Wahl zum Abgeordnetenhaus statt. In den Umfragen liegt die SPD unter der Führung des Regierenden Bürgermeisters Michael Müller bei 21 Prozent Wähleranteilen, der Koalitionspartner CDU bei 20 Prozent, die Grünen erreichen 17 Prozent und die Linke 16 Prozent. Die Alternative für Deutschland (AfD) steht bei 15 Prozent, und die FDP pendelt um die 5 Prozent, ihr Einzug ins Abgeordnetenhaus ist also fraglich. Sicher scheint nur, dass die SPD erneut den Regierenden Bürgermeister stellen wird, wahrscheinlich mit den Grünen und der Linken als Koalitionspartner, denn für eine Zweier-Koalition wird es nicht mehr reichen.

Die AfD zeigt mit ihrem Spitzenkandidaten Georg Pazderski, einem pensionierten Berufsoffizier, ein freundliches Gesicht. Es kann gut sein, dass sie beim Wahlergebnis Grüne und Linke überundet. In allen Wahlen der letzten Zeit schnitt sie besser ab als bei den Umfragen. Ihre Stimmen gehen vor allem zu Lasten der SPD und der CDU. So ist es auch keineswegs sicher, dass die SPD die grösste Partei bleibt.

Islamkritik sei rassistische Hetze

Bereits das Umfrageergebnis für die AfD muss man im traditionell linken Berlin als Sensation einstufen. Eine Chance zum Mitregieren wird sie natürlich nicht haben, da niemand mit ihr koalieren will. Für das Spitzenpersonal der übrigen Parteien bleibt sie die Verkörperung des Dumpfen und Reaktionsären schlechthin. Natürlich haben auch in Berlin die Themen Einwanderung, Flüchtlinge und Islam ihren demoskopischen Auftrieb bewirkt. Vor diesem Hintergrund war ein Interview sehr aufschlussreich, das Müller und die stellvertretende Sprecherin des Auswärtigen Amtes, Sawsan Chebli, gemeinsam der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* zum Thema Muslime in Berlin gaben. Interessant war, was zur Sprache kam und was nicht.

Die Politikwissenschaftlerin Chebli lehnte es ab, die Integrationsdebatte mit der Diskussion über Muslime, Islam oder Religion zu vermen-gen. Sie bestritt damit implizit, dass der Islam

als solcher ein Integrationshindernis sein könne, und widersprach sich gleich selbst, als sie sagte: «Mein Vater ist ein frommer Muslim, spricht kaum Deutsch, kann weder lesen noch schreiben, ist aber integrierter als viele Funktionäre in der AfD, die unsere Verfassung in Frage stellen.» Es ist eine Kunst, wie ihr Vater vierzig Jahre in Berlin zu leben, ohne Deutsch zu lernen, und ist nur zu erklären aus einem vollständigen Desinteresse an der umgebenden deutschen und europäischen Kultur und an sozialen Kontakten in das fremde Umfeld. Unklar bleibt, nach welchen Massstäben Chebli die Integration ihres Vaters in Deutschland misst.

Im Interview bestand Chebli darauf, dass muslimische Frauen in Deutschland ihr Kopftuch durchweg freiwillig tragen. Sie verwies dazu auf ihre Mutter und ihre fünf Schwestern. Sie



«Innerislamischer Prozess»: Chebli, Müller.

wandte sich gegen berufliche Einschränkungen aufgrund des Kopftuchs. Einen Gegensatz zwischen dem Islam und der Identifikation mit Deutschland und dem Grundgesetz verneinte sie. Die Scharia regle zum grössten Teil das Verhältnis zwischen Gott und den Menschen und sei für sie als Demokratin kein Problem im Alltag. Der islamistische Extremismus treffe vor allem die Muslime selber. Islamkritik aus der AfD setzte sie mit rassistischer Hetze gleich: «Da müssen wir Demokraten klar Stellung beziehen und Rassismus mit aller Vehemenz zurückweisen.» Die zeitgemässe Auslegung des Islam sei «ein innerislamischer Prozess, der auch nicht von aussen bestimmt werden sollte», vom Euro-Islam halte sie nichts. Ein Problem erkannte sie immerhin an: «Als Muslim ist man nur Gott gegenüber zur Rechenschaft verpflich-

tet. Das ist ein Segen, macht es zugegebenermassen aber auch schwieriger, die Zusammenarbeit mit dem Staat zu organisieren.»

Der Regierende Bürgermeister Michael Müller war in dem Interview im Wesentlichen Cheblis freundliches Echo. Den Begriff «Leitkultur» empfand er als zu eng gefasst, auch werde er gern politisch zur Ausgrenzung missbraucht. Das Grundgesetz müsse natürlich für alle verbindlich sein. Verträge mit muslimischen Verbänden und Vereinen seien anzustreben. Die Ausbildung für Imame am Islam-Institut der Humboldt-Universität müsse unterschiedliche Glaubensrichtungen abbilden, und es wäre, so Müller, jedenfalls ein grosser Fortschritt, wenn in Berlin aufgewachsene und ausgebildete Imame auch in den Berliner Moscheen predigen könnten. Immerhin erkannte er an, dass Integration nicht automatisch erfolgt. «Für das Zusammenleben muss es einen klar benannten und für alle nachvollziehbaren Rahmen geben. Die für alle verbindlichen Regelungen müssen angesprochen werden.»

Damit wurde Müller deutlicher, als das noch vor einigen Jahren in Berlin üblich war. Aber auffallend blieb, welche Themen von den beiden Gesprächspartnern, die sich so freundlich die Bälle zuwarfen, vermieden wurden:

- 1 — der sich ausbreitende Fundamentalismus und die zunehmende Radikalisierung unter heranwachsenden und jungen erwachsenen Muslimen in Berlin und in Deutschland;
- 2 — die Folgen der frühen Familien-gründung und der hohen Kinderzahl bei Muslimen. In Berlin stellen die Muslime einen Bevölkerungsanteil von 8 bis 10 Prozent, aber ihr Anteil an den Schulkindern liegt bereits bei etwa 25 Prozent. Amtliche Statistiken dazu gibt es nicht;
- 3 — der überdurchschnittliche Anteil junger Muslime an der Gewaltkriminalität;
- 4 — der weitverbreitete Antisemitismus unter den Berliner Muslimen;
- 5 — die unterdurchschnittlichen Bildungsleistungen, der niedrige Anteil qualifizierter Berufe und die niedrigen Beschäftigungsquoten der Muslime im Erwerbsalter.

Der Regierende Bürgermeister Michael Müller argumentiert allerdings im Berliner Wahlkampf nicht anders, als es jeder beliebige Vertreter von SPD, CDU, Grünen oder Linken täte. Vielleicht beschleicht den einen oder anderen unter ihnen manchmal in den frühen Morgenstunden das vage Unbehagen, dass der demoskopische Höhenflug der AfD auch mit dieser Neigung zur wohlwollenden Unschärfe zu tun haben könnte.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

Rahmenbedingungen statt Rahmenvertrag

Von Christoph Mörgeli

An ihren Wörtern sollt ihr sie erkennen. Lange brauchten Bundesräte und Diplomaten das Wort Rahmenvertrag. Sie meinten damit jenes von der EU verlangte Vertragswerk, das die Schweiz dem EU-Recht und dem EU-Gerichtshof unterstellen würde. Es handelt sich beim Rahmenvertrag weder um die «Fortsetzung» noch um die «Renovierung», noch um die «Konsolidierung», noch um die «Krönung» des bilateralen Weges. Sondern um das Ende des Bilateralismus. Denn «bilateral» bedeutet, auf gleicher Augenhöhe zu sein unter souveränen Staaten beziehungsweise Staatsgebilden.

Die Befürworter der EU-Anbindung wissen, dass sie mit einem Rahmenvertrag beim Volk niemals durchkämen. Und sie wissen ebenso, dass Stimmungen und Abstimmungen mit Wörtern gewonnen werden. Darum reden sie jetzt nicht mehr von «Rahmenvertrag». Sondern einlullend von «Rahmenbedingungen». Wer möchte da trotzen und motzen? Jacques de Watteville, Schweizer Chefunterhändler bei der EU, sprach vor der SVP-Delegiertenversammlung von «Rahmenbedingungen». Und was tut Heinz Karrer, Präsident des Wirtschaftsdachverbands Economiesuisse? Er sprach in der letzten *Weltwoche* wörtlich von «langfristig optimalen Rahmenbedingungen».

An ihren Wörtern sollt ihr sie erkennen. Wenn jetzt auch Heinz Karrer verbal auf die «Rahmenbedingungen» einschwenkt, ist das beunruhigend. Denn dies legt den Verdacht nahe, dass Economiesuisse wie offiziell schon die Bankiervereinigung den Rahmenvertrag befürwortet. Die Verantwortlichen erzeugen eine Nebelwand und merken nicht, dass sich gerade deshalb die Nebel lichten.

Es ist ganz einfach unwahr, wenn Karrer der SVP «Abschottung» und «Abschottungsgelüste» unterstellt. Die Partei ist für eine massvolle Zuwanderung jener, welche die Wirtschaft braucht. 90 000 Menschen drängten letztes Jahr netto in unser angeblich so abgeschottetes Land. Davon betrifft der grössere Teil Ausländer, die keiner bezahlten Arbeit nachgehen. Und von jenen, die einen Job gefunden haben, werkelt die Hälfte im staatlichen Sektor, also ohne Wertschöpfung im Sinne von Economiesuisse. Jetzt soll unser erfolgreicher Werkplatz mit seinem liberalen Arbeitsmarktmodell der Bürokratie und Regulierungsdichte der EU unterworfen werden. Und unser Wirtschaftsdachverband sucht nicht nach Abwehrmassnahmen. Lieber sucht er nach neuen Wörtern.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Weltkrieg 2.0: SVP kämpft für die USA

Von Peter Bodenmann — Ueli Maurer macht nichts gegen die Steuerparadiese der Amerikaner.



Reisläufer von Google, Apple, Microsoft und Co.

Amerika ist nach der Implosion der Sowjetunion das letzte verbleibende Imperium. Viele glauben, es gehe nächstens unter. Wohl kaum. Für Imperien gilt: *quod licet Iovi, non licet bovi*. Übersetzt aus dem Küchenlatein: Die Yankees bekämpften erfolgreich die Steuerhinterzieher, die ihr Geld auf Schweizer Banken versteckt hatten. Und offerieren den genau gleichen Steuerhinterziehern in Delaware und Florida immer noch geschützte Paradiese.

Ein Skandal ohnegleichen, gegen den unser Finanzminister nichts macht. Weil Ueli Maurer – inzwischen als Finanzminister an den Schaltebeln der real nicht existierenden Macht – zu wenig machen kann. Das Imperium zwingt seine Satelliten zum Kuschen. Denn ein Imperium geht unter, wenn es zu wenig vital und zu wenig brutal ist. Bestandteil der amerikanischen Dampfwalze ist das Silicon Valley, sind Google, Apple, Microsoft und Co.

Begriffen hat dies die Schweizerische Nationalbank, die inzwischen mit Gelddrucken mehr als 600 Milliarden verdient hat. Sie hat bereits für 61 Milliarden Franken Aktien amerikanischer Unternehmen gekauft. Sie vertraut darauf, dass uns Google, Microsoft, Facebook, Apple und Co. weiter erfolgreich plündern.

Wie das funktioniert, erleben die Schweizer Hoteliers. Und können es im *Tagi-Magi* vom 27. 8. nachlesen. Ihre Betten werden im Internet für zu viel Geld vorab über Booking.com ver-

marktet. Auch weil sie zu wenig beweglich waren und sind. Booking.com seinerseits liefert das so einkassierte Geld weitgehend bei Google ab, weil nur Google entscheidet, welche Betten in welcher Reihenfolge für welchen User wie angezeigt werden.

Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben. Wer gar nicht kommt, der hat nichts vom Leben. Die Vorfahren von Roger de Weck waren Offiziere, die für fremde Herren Söldner verkauften und kommandierten. Kann de Weck dank und mit Swisscom und Ringier im verspätet begonnenen «Weltkrieg» gegen Google und Co. Terraingewinne erzielen? Etwa im Bereich der Hotelzimmer-Vermittlung? Möglich, wünschenswert, aber nicht sehr wahrscheinlich. Besonders weil die ausländergefeindliche SVP für und mit den imperialen Yankees trommelt. Verkehrte Welt.

Ford bringt bereits 2021 selbstfahrende Autos ohne Pedalen und Lenkrad auf den Markt. Gemeinsam mit Uber und Google wollen die drei Amerikaner den Markt aufrollen. Der zweite digitale «Weltkrieg» hat begonnen. Swisscom, Post und SBB schlafen. Sie werden ein zweites Mal absehbar zu spät erwachen. Und für den Fall der Fälle wird die SVP auch diesmal den Yankees helfen. Unsere Heimatmüden.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Keine Frage der Moral

Von Kurt W. Zimmermann — In kaum einer anderen Branche wird so viel gelogen wie in den Medien – aber nicht aus Mangel an Moral.

Vor genau einem Jahr schrieb ich an dieser Stelle kritisch über den TV-Jugendsender Joiz. Ich schrieb: «Der Sender ist kein Erfolg.»

Kurt Schaad, ehemaliger SRF-Moderator und langjähriger VR-Präsident von Joiz, sandte darauf der *Weltwoche* eine lange Entgegnung zu. Er schrieb: «Joiz ist gut unterwegs und schreibt in der Schweiz schwarze Zahlen.»

Schwarze Zahlen? Es war eher brand-schwarz.

Letzte Woche ging Joiz in Konkurs. Die 75 Mitarbeiter stehen auf der Strasse. Der Jugendsender, so musste er nun verzögert bestätigen, war gar nicht gut unterwegs und seit langem massiv überschuldet.

Wer Joiz nun für eine Ausnahme hält, der irrt. Was der Jugendsender vorführte, ist eher der Standard der Medienindustrie.

Ich glaube, kein anderer Geschäftszweig holt dermassen ungeniert das Blaue vom Himmel herunter wie das Mediengewerbe. Selbst die dubiosesten Banken und Versandhäuser kommunizieren heute offen schlechte Zahlen und sinkende Umsätze. Bei den Medien hingegen drücken sie sich noch so gerne um die Wahrheit herum.

Es gibt dafür unzählige historische Beispiele. Kurz bevor etwa Christoph Blochers Übernahme der *Basler Zeitung* bekannt wurde, bestritt er dies noch vehement. Kurz bevor die NZZ in Österreich ihre Online-Aktivitäten zusammenstrich, bejubelte sie noch ihren Grosseerfolg in Wien. Kurz bevor Gratiszeitungen wie *News* und *.ch* vom Markt verschwanden, feierten sie sich noch als Sieger im Wettbewerb. Kurz bevor Tamedia ihre *Thurgauer Zeitung* an die NZZ verkaufte, schwor sie noch, das Blatt nicht in fremde Hände zu geben.

Heiter daran ist, dass die Medien und die Journalisten sonst bei jeder Gelegenheit mehr Transparenz und noch mehr Transparenz fordern. In eigener Sache hingegen hält man nicht viel von diesem Gebot.

Nun hat dies aber nicht mit dem sündigen Zustand einer ganzen Branche zu tun. Es ist nicht eine Frage der Moral. Es ist die Konsequenz einer sehr speziellen Marktsituation. Denn die Medien sind die einzigen Unternehmen dieser Welt, die ihr Geld nicht mit ihren Kunden und Käufern verdienen.

Volkswagen verdient sein Geld mit seinen Autokäufern. Swiss verdient ihr Geld mit ihren Passagieren. Migros verdient ihr Geld mit ihren Einkaufskunden. TV- oder Radiosender wie Joiz, Tele Züri oder Radio Energy



«Joiz ist gut unterwegs.»

verdienen mit ihren Kunden hingegen keinen Rappen. Kein Zuschauer oder Hörer zahlt für ihr Produkt. Es sind Gratisangebote. Die Einnahmen der Firmen kommen ausschliesslich aus der Werbung.

Bei klassischen Zeitungen ist es nur teilweise anders. Hier tragen die zahlenden Abonnenten, also die Kunden der Blätter, die Hälfte des Gesamtumsatzes bei. Die andere Hälfte stammt wiederum aus der Werbung.

Die Abhängigkeit von der Werbung prägt die interne Kultur. Es ist die Medienkultur Münchhausens. Der schöne Schein muss unbedingt aufrechterhalten bleiben, allenfalls bis kurz vor dem Konkurs. Denn niemand, so glaubt die Branche, wird Werbegelder in einen erfolglosen TV-Kanal oder ein erfolgloses Blatt stecken. Man betreibt darum permanente Schönfärberei.

Ein hübsches Beispiel lieferte etwa der *Tages-Anzeiger*. Das Blatt hatte seit seinen besten Zeiten über 100 000 Exemplare an Auflage verloren. Den Lesern kommunizierte man dann die Siegesmeldung, man habe «Marktanteile gewonnen» und bei der Auflage den *Blick* überholt. Kein Wunder. Denn der hat seit seinen besten Zeiten sogar 200 000 an Auflage verloren.

Und was sagte der *Blick*? «Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, danken wir herzlich für Ihre Treue!»

Tut mir leid

Von Beatrice Schlag — Wenn schwierige Worte fällig sind.

Nach verbreiteter Meinung heisst der Satz, den auszusprechen am meisten Mut kostet: «Ich liebe dich.» Auf Platz zwei steht «Es tut mir leid». Platz drei: «Hilf mir bitte.» Für Deutschschweizer ist



der angeblich schwierigste Satz tatsächlich schwierig, weil es ihn auf Schweizerdeutsch nicht gibt. «Ich ha di gärn» klingt zu sparsam, wenn das Herz jubiliert, «Ich lieb di» zu importiert. Leider finden nur wenige Menschen eigene Formulierungen, die das Gefühl in Mundart so gross klingen lassen, wie man es meint. «I love you» ist keine gute Lösung. Wie wir wissen, verströmen Menschen englischer oder amerikanischer Muttersprache Liebe nach allen Seiten. Sie lieben ihren Hund und *fish and chips*, «House of Cards» und den Gärtner. Sie sagen auch «I love you», wenn sie sich von der mässig geliebten Tante am Telefon verabschieden. Man muss sich wirklich etwas Besseres einfallen lassen. Tücken des alemannischen Dialekts.

Trotzdem ist der schwierigste Satz, seien wir ehrlich, nicht der erste, sondern der zweite. Nicht, wenn man versehentlich ein Glas Rotwein umkippt und jemandes Bluse oder Hose für den Abend ruiniert. Dann kommt «Es tut mir leid» spontan, ehrlich und leicht. Aber wer weiss, dass er jemanden, den er liebt, wirklich verletzt hat, bringt den Satz oft nicht über die Lippen. Oder wenn, dann gefolgt von einem Aber. Leider macht das Aber den ganzen Satz wieder zunichte, auch wenn es meist stimmt, dass der andere an der verbalen Eskalation, die vielen Verletzungen vorausgeht, nicht unbeteiligt war. Man weiss trotzdem, dass man irgendwann einen gezielten Giftpfeil in die Weichteile des Gegenübers abschoss, der tief traf. Man muss dem andern nur ins versteinerte oder zusammengefallene Gesicht sehen. Ein beifällig gemurmelt «Sorry», reicht dann nicht aus, es sei denn, man wolle absichtlich einen Bruch herbeiführen. Wenn nicht, ist ein «Es tut mir leid» mit einem Punkt am Schluss fällig, mündlich. Nicht per SMS. Es gibt viele Leute, die das nicht schaffen, und viele Beziehungen, die deswegen schief laufen. Wer sich den Satz nicht abringen kann, hofft manchmal, dass der Verletzte es ihm irgendwie leichter macht. Aber dafür müsste der Pfeilwerfer Satz drei sagen können.



Heimat

Die Generation meines Sohnes ist auf dem besten Weg in die Heimatlosigkeit. Man hat ihr die Wir-Geschichten genommen oder sie für unwahr oder böse erklärt. Aber noch ist nichts verloren! Von Linus Reichlin und Benjamin Güdel (Illustration)

Wenn ich, von Süden herkommend, in die Schweiz einreise, mache ich immer die merkwürdige Erfahrung, dass ich mich in Chiasso heimischer fühle als in Como. Dabei verbindet mich mit Chiasso so wenig wie mit Como, hier wie dort kenne ich keinen einzigen Menschen. An der Sprache kann es auch nicht liegen, denn mein Italienisch ist in Chiasso noch so haarsträubend, wie es in Como war; ich könnte weder hier noch dort einem Arzt genau erklären, was mir fehlt, würde aber trotzdem, rein gefühlsmässig gesehen, wenn der Arzt aus Sprachgründen an der falschen Stelle schneidet, lieber in Chiasso beerdigt werden als in Como, und das ist doch wirklich sonderbar.

Morgarten? Davon hat mein Sohn in der Schule zwar gehört – unter penibler Vermeidung von Pathos.

Dass ich mir lieber in Chiasso ein Bein brechen würde, ist erklärbarer, denn das Schweizer Gesundheitssystem ist eines der besten in Europa. Aber meine Begräbnispräferenz wiederum zeigt, dass das Heimatgefühl nichts mit Wohlstand und Spitzenmedizin zu tun hat.

Ich kam lange nicht dahinter, bis ich mir vorstellte, wie es wäre, wenn an der Zollstation in Chiasso keine Schweizer Fahne wehen würde. Dann wüsste ich zwar trotzdem, dass ich in der Schweiz bin, aber mir würde sozusagen der Trigger fehlen, der das Heimatgefühl auslöst. Das Wesentliche dabei ist, dass die Fahne mir Geschichten erzählt. Das tut sie nicht bei jedem. Für einen Italiener oder einen englischen Touristen, der bei Chiasso in die Schweiz einreist, ist die Fahne eine Wegmarke, die ihm anzeigt, dass er jetzt in der Schweiz ist. Aber mir erzählt die Fahne etwas. Sie erzählt mir von meiner Familie, die aus der Innerschweiz stammt, vom Grossen Mythen und seinem kleinen Gefährten, die verloren in der hügeligen Landschaft stehen. Sie erzählt mir von meinem Vater, der auf einem alten Farbfoto vor dem Hintergrund der Mythen eine Zigarette raucht und dabei gleichfalls verloren wirkt. Die Fahne erzählt mir vom Städtchen Schwyz und von meinem kürzlichen Besuch dort und von der Dame an der Rezeption des Hotels, die mich nach meinem Namen fragte. Ich nannte ihn ihr, Reichlin, so wie ich eben heisse, überall ausser hier im Stammland meiner Familie, wo man den Namen anders ausspricht, und die Dame antwortete mit der

Heimatstimme: «Härzlich willkommä bi üs, Herr Riichli.»

Die Fahne in Como, so sehr ich Italien liebe, bleibt für mich stumm. Sie erzählt ihre Geschichten den Italienern, so wie die spanische Fahne den Spaniern und die isländische den Isländern Geschichten erzählt, und immer sind es sowohl persönliche als auch Wir-Geschichten. Wer sind wir Italiener, wir Spanier, wir Schweizer? Was haben unsere Vorfahren erlebt und getan? Es spielt keine Rolle, ob diese Wir-Geschichten historisch wahr sind: Wichtig ist, dass man sie mit anderen teilen kann, dass andere dieselben Geschichten hören, wenn sie die Fahne sehen. Doch diese Wir-Geschichten geraten zunehmend in Vergessenheit. Wenn ich in Chiasso die Fahne sehe, erzählt sie mir beispielsweise auch die Geschichte vom Aktivdienst meines Grossvaters und von Morgarten. In dieser Schlacht fiel einer meiner Schwyzer Ahnen, so steht es im Familienstammbaum, den ein Ahnenforscher vor hundert Jahren recherchiert hat. Es ist unwichtig, ob es tatsächlich so war oder nicht. Was zählt, ist, dass mein Sohn es nicht mehr als Wir-Geschichte empfindet. Morgarten? Davon hat er in der Schule zwar gehört, aber so, wie man heute als Schüler davon hören kann: unter penibler Vermeidung von Pathos und mit erhobenem Zeigefinger der Lehrerin, weil Krieg auch dann schlecht ist, wenn Bauern ihre Freiheit gegen die Zwangsherrschaft von Feudalherren verteidigen. Es ist aber pathetisch, wenn Bauern sich gegen ein übermächtiges Unrechtssystem auflehnen, und ich bin stolz, dass einer meiner Ahnen daran teilgenommen hat, selbst wenn es gar nicht stimmen sollte – dann war es eben nicht mein Ahne, sondern ein anderer Schwyzer. Mein Sohn hingegen wäre stolz, wenn einer seiner Ahnen zusammen mit Che Guevara im bolivianischen Dschungel gefrühstückt hätte und danach erschossen worden wäre. Es ist natürlich sein Recht, stolz zu sein, worauf er will. Aber dadurch, dass er, wenn wir beide die Fahne in Chiasso sehen, diese Morgarten-Wir-Geschichte nicht hört oder nicht hören will, geht mir ein Stück Heimat verloren. Aber nicht nur mir: ihm auch. Die Generation meines Sohnes, die durch die Mühlen eines Schulsystems ging, das ihr die gemeinsamen, verbindenden Geschichten planvoll aus den Köpfen presste, um sie fit zu machen für das Fest der Kulturen, ist auf dem besten Weg in die Heimatlosigkeit. Man hat ihr die Wir-Geschichten genommen

oder sie für unwahr oder böse erklärt, und nun empfindet sie nur noch Orte als Heimat, die für sie persönlich eine Rolle spielen. Mein Sohn und sein bester Freund Tarik, dessen Eltern aus dem Kosovo stammen und der in Zürich geboren wurde, leben beide in Ich-Heimaten. Sie teilen zwar miteinander einige gemeinsame Erfahrungen, beispielsweise haben sie vielleicht im selben Park in Zürich zum ersten Mal ein Mädchen geküsst. Aber ohne die grossen Wir-Geschichten bleibt ihr Heimatgefühl diffus lokal und individuell. Nicht einmal der Fussball stellt zwischen der Ich-Heimat meines Sohns und der von Tarik eine verlässliche Verbindung her, da Tarik, wenn die Schweiz gegen Albanien spielt, im Grunde möchte, dass beide gewinnen.

Aber noch ist nichts verloren! Der Verlust der Wir-Geschichten und die Zersplitterung in viele Ich-Heimaten ist möglicherweise nur eine Übergangserscheinung in einer Zeit starker Zuwanderung. Es werden sozusagen gerade recht viele verschiedene Zutaten in den Topf geworfen. Noch ist es kein Gericht, so wenig wie eine multikulturelle Gesellschaft ein Volk ist. Aber wenn man solchen Gesellschaften Zeit lässt, sich von der Zuwanderung zu erholen, die für ein Volk anstrengend und beunruhigend ist, können neue Wir-Geschichten entstehen oder die alten neu aufleben. Die Enkel meines Sohnes und die von Tarik werden vielleicht eines Tages, wenn sie in Chiasso die Schweizer Fahne sehen, wieder die grossen Erzählungen miteinander teilen, vielleicht sogar die von Morgarten. Aber damit dies so werden kann, ist die Einsicht nötig, dass ohne Ruhe und Zeit keine neuen Wir-Geschichten entstehen können, oder, um den Kochtopf nochmals zu bemühen: Wer ständig neue Zutaten reinwirft, anstatt das Gericht erst einmal fertigzukochen, der kocht nicht, sondern experimentiert nur.

Serie

Der Schweizer Autor **Linus Reichlin** schreibt für die *Weltwoche* in loser Folge über «Grundbegriffe des Lebens» wie Ehre, Treue, Liebe et cetera. Reichlin wurde für seine Reportagen, Kolumnen und Bücher mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet. Zuletzt erschien von ihm der Roman «In einem anderen Leben» (Galiani-Verlag). Reichlin, Jahrgang 1957, lebt in Berlin.



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als Frau und Mutter in der Öffentlichkeit fluchen?

G. Seifriz, Rottweil (D)

Natürlich sagen Frauen wie Männer «Tammi nomal», wenn sie in Hundekot treten. Dagegen ist nichts einzuwenden, nur schon deswegen nicht, weil der Fluch schneller rausrutscht, als man denken kann. Und mit «Scheisse!» macht ihrem bzw. seinem Frust heute jede und jeder so häufig Luft, dass das Wort gar nicht mehr als Fluch empfunden wird. Wenn Sie mit Fluchen den regelmässigen Gebrauch des auf Unterleib und Exkrementen fixierten deutschsprachigen Vulgärvokabulars meinen, ist die Antwort nein. Schlicht deshalb, weil es Sie ordinär macht. Das heisst nicht, dass Sie Ärger nicht öffentlich loswerden dürfen. Dafür gibt es grossartige Kraftwörter, die weder um den Unterleib noch seine Ausscheidungen kreisen und Ihnen ausserdem für Ihre Originalität Bewunderung eintragen. *Beatrice Schlag*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Die Menschen sind es leid, von der politischen Elite und den **Mainstream-Medien für dumm verkauft zu werden.»** *Heinrich Vettiger*

Pseudo-Schleier des Anstandes

Nr. 34 – «American Psycho»; Urs Gehrig
über Donald Trump

In ihrer akademischen Engstirnigkeit verschliessen die Psychiater die Augen vor den wahren Problemen der amerikanischen *working class*. So sind die zehn ärmsten US-Grossstädte ausnahmslos seit Jahrzehnten in den Händen der Demokraten, und diese Städte haben den tiefsten Bildungsstand und die grössten Arbeitslosenzahlen. Die Europäer und die Demokraten mögen Trumps verbale Attacken nicht, weil sie diese als politisch inkorrekt empfinden. Wer jedoch diesen Pseudo-Schleier des Anstandes lüftet, wird feststellen, dass die meisten Aussagen Trumps den Nagel auf den Kopf treffen. Worauf basiert sein Erfolg? Er ist mit den politischen Lobbyisten finanziell nicht verfilzt. Wenn er gewählt wird, ist er nur seinen Wählern gegenüber verpflichtet. Wer sich mit Hillary Clinton auseinandersetzt, weiss, dass die Clinton Foundation eine asoziale Geldmaschine ist, dass Clinton nachweislich mehrfach gelogen hat und dass sie eine geschickte Wendehalspolitik betreibt. Auch der E-Mail-Skandal ist hier zu erwähnen. Deshalb nennt Trump sie «crooked Hillary». Fast ausschliesslich alle weltweit verübten Gräueltaten haben ihren Ursprung in den medinensischen Suren. Dieses Thema wird jedoch vollkommen tabuisiert. Der Massensexodus aus den islamisch regierten Ländern und die damit verbundene immanente Gefahr für die freie Welt wird – im Gegensatz zur *Classe politique* – von einer Mehrheit der Bevölkerung wahrgenommen. Leider kann diese Liste beliebig erweitert werden, darum ist es verständlich, dass die Menschen es leid sind, von der politischen Elite und den *Mainstream-Medien für dumm verkauft zu werden*. Daran ändern auch die diffamierenden *Voodoo-Fernanalysen* der Psychiater nichts.

Heinrich Vettiger, Wetzikon

Eigentumsmanagement

Nr. 33 – «Wer setzt das Recht?»; Christoph Mörgeli zur Selbstbestimmungsinitiative

In einem Land geht es nicht a priori um «Werte». Denn «Werte» sind immateriell. Unser Land aber materiell als Territorialstaat existiert. Wenn es also um Land geht, ist die Kernfrage (die zu meinem grossen Verdruss niemand stellt): «Wem gehört die Schweiz?» Ich wäre sehr gespannt auf die Antworten aus sämtlichen Parteien. Würden wir eine Armee unterhalten für ein Territorium, das uns nicht gehört? Nein! Gehen wir davon aus, dass in unserem Land «Gäste» wohnen? Ja! Also muss es



Voodoo-Fernanalysen: Donald Trump.

jemanden geben, der kein Gast ist. Einen Eigentümer. Und der allein bestimmt. Dies ist auch die Meinung des Bundesbriefs von 1315, und wir nennen uns ja immer noch «Eidgenossenschaft». Wir sind keine «Wertegemeinschaft», sondern eine «Eigentümergeinschaft» (Wertegemeinschaften sind typischerweise Religionen). Sonst hätten wir keine Verteidigungsarmee und keinen Gaststatus. Als Staatsangehörige (Miteigentümer) geben wir uns ein «gemeinschaftliches Nutzungsreglement» über das Territorium, die Verfassung. Natürlich geht diese von ideellen Werten aus. Im Sinne eines langfristigen Eigentumsmanagements zum Wohl der Miteigentümer. Diese Verfassung geht Aussenstehende nichts an, solange sie keine Verbrechen gegen die Menschlichkeit legalisiert. Eigentümer zu sein und über sein Eigentum selber zu verfügen, ist nun mal ein völlig legaler Zustand. Wie unsere Bürgerrechte ausgestattet sind, denen Pflichten gegenüberstehen, lassen wir uns nicht von demokratisch nicht legitimierten, supranationalen «Aktivistengruppen» diktieren. Woher nehmen diese das Recht auf Einmischung? Bezahlen tun sie auch nichts, nur fordern. Unberechtigt. Dies hat nichts mit Abschottung zu tun. Das ist der Sinn eines Staates. Die beste Organisationsform eines Volkes. Ein Problem sind eher die Versuche der Aneignung von fremdem Eigentum durch Unbefugte. Dies könnte man auch Diebstahl oder Landfriedensbruch nennen. Deshalb verzichtet kein vernünftiger Eigentümer auf klare Grenzen. Grenzen verbinden! *Meinrad Odermatt, Zug*

Dorn im Auge

Nr. 33 – «Sturz betroffen»; Editorial von Roger Köppel zur Asylpolitik

Hat man einen klaren Kopf, etwas Geschichtsbewusstsein und schaut über den Gartenzaun hinaus, muss man unsere Flüchtlingspolitik als katastrophal bezeichnen. Ich fragte mich schon damals, bei der letzten Bundesratswahl: Wieso wurde Frau Sommaruga nochmals gewählt? Sind unsere Politiker blind? Wird unser Land mit zu vielen Flüchtlingen belastet, wird es unweigerlich zu Unruhen kommen. Man darf in Bern nicht glauben, dass man Flüchtlinge in beliebiger Anzahl problemlos in die Gemeinden abschieben kann. Ein Kulturkreis wie der Islam, der in sich zerstritten ist, muss sich reformieren, damit seine Völker den notwendigen Frieden finden und in ihrer Heimat bleiben und nützlich sein können. An Land fehlt es dort nicht. *Hans Furrer, Schwyz*

Ein sehr guter Artikel, auf den Punkt gebracht. Leider ist das Bild von Herrn Köppel vielen Lesern ein Dorn im Auge. Das süffisante Lächeln wird als überheblich empfunden und steht dann einer objektiven Beurteilung des Artikels sehr oft im Wege. Im öffentlichen politischen Leben ist dies leider so, wenn es auch falsch ist. Der Auftritt ist der Zugang zu den Leuten, und der Inhalt ist die Nachhaltigkeit.

Hat man keinen Zugang, spielt der Inhalt keine Rolle mehr. Das ist Politik, Herr Köppel!

Mark Gasche, Kirchberg

Symbolpolitik

Nr. 33 – «Schnellmerker»; Henryk M. Broder über Deutschlands Flüchtlingspolitik

Wenn überhaupt vorhanden, so kann man die inhaltliche Entfernung von Merkels Satz «Wir schaffen das» zu Gabriels Satz «Wir machen das» höchstens in Nanometern bemessen. Offen bleibt eben nach beiden Sätzen, was da wie und wann geschafft oder gemacht werden soll. Das ist Scheinkritik und Symbolpolitik. Nicht grundlos lehnen rund 70 Prozent der Bevölkerung Europas Merkels Flüchtlingspolitik der offenen Grenzen ab. Früher musste man Westfernsehen schauen, um zu erfahren, was in der DDR wirklich passierte. Heute muss man unter anderem die *Weltwoche* lesen, um zu wissen, wie Deutschland heute in Europa tickt. Und nicht nur dank Henryk M. Broder und Thilo Sarrazin. *Helmut Pöltelt, Ahrensfelde bei Berlin (D)*

Beidseitige Erholung

Nr. 33 – «Sonnenschutzfaktor SRG»; Kurt W. Zimmermann über das Schweizer Fernsehen

Die allsommerlich wiederkehrende Gering-schätzung des Publikums durch die SRG-Be-

amten spürt in Wirklichkeit nur eine ganz geringe Zahl der knapp 30 Prozent der Bevölkerung, die angeblich SRF, RTS oder RSI schauen oder hören. Denn die Mehrheit bedient sich von jeher ausländischer Sender oder empfindet es – wie ich – als regelrechte Wohltat, für acht oder mehr Wochen vom abgekupferten Staatssender-Gedusel verschont zu bleiben. Um diese Erholung zu geniessen, ist man sogar bereit, dafür auch noch zu bezahlen. Ihre Entbehrlichkeit belegen die SRF-Macher mit ihren üppigen Absenzen ja gleich selbst. Aber die SRG ist auch diesbezüglich um keine Ausrede verlegen, denn sie betont ja immer, dass sie für die Minderheiten da sei. Oberpeinlich dann, wie diese Fernsehmacher nach beidseitiger Erholung regelmässig ihr abgedroschenes Wiedersehensszenario aufbauen – als ob das Publikum sich nach ihnen gesehnt hätte. *Nicolas W. Oetterli, Wauwil*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

SWISS MEDIA FORUM

DER SCHWEIZER MEDIENKONGRESS

22./23. September 2016 im KKL Luzern

Wie die Digitalisierung die Medienwelt verändert – und welche Chance sie der Schweizer Wirtschaft bringt



Und dazu Top-Referenten aus dem Inland:

Doris Leuthard (Bundesrätin)
Veit Dengler (CEO NZZ-Gruppe)
Roger de Weck (Generaldirektor SRG)
Philipp Gmür (CEO Helvetia)
Max Rheiner (Virtual-Reality-Pionier)
Susanne Ruoff (CEO Die Post)
Marcel Stalder (CEO EY Schweiz) Urs Schaeppi (CEO Swisscom)
Pietro Supino (Verleger Tamedia)
Marc Walder (CEO Ringier)

Mit internationalen Referenten



Alan Rusbridger, Ex-Chefredaktor «Guardian», London

Kai Diekmann, Herausgeber «Bild», Berlin

Daniel Graf, Uber-Manager, San Francisco

John Della Volpe, Professor, Harvard

Moderation: Susanne Wille (SRF)

Informationen und Anmeldung: www.swissmediaforum.ch/anmeldung

Leading Partner: **RAIFFEISEN**



Kampf der Kantone

Der Finanzausgleich ist aus den Fugen geraten: Die Geber zahlen drei viertel Milliarden Franken zu viel. Jetzt liegt ein Lösungsvorschlag auf dem Tisch. Doch Profiteure wie die Kantone Thurgau und Aargau stellen sich quer. Die Finanzdirektoren von Zug und Zürich steigen auf die Barrikaden. *Von Philipp Gut*

Sie sind nicht bekannt dafür, Polterer zu sein, doch jetzt reden sie Klartext: die beiden Finanzdirektoren der Kantone Zug und Zürich, Heinz Tännler und Ernst Stocker. «Fairness und Gerechtigkeit werden mit Füßen getreten», sagt Tännler. Solidarität sei keine Einbahnstrasse. «Der Bogen ist überspannt. Die Situation ist nicht mehr tragbar», warnt Stocker. Die Rede ist vom Nationalen Finanzausgleich (NFA) zwischen Bund und Kantonen, einem hochkomplexen Milliarden-Umverteilungssystem, welches die Unterschiede zwischen armen und reichen Ständen ausgleichen soll. Eine Art freundeidgenössischer Entwicklungshilfe.

Der Unmut der ressourcenstarken Kantone richtet sich nicht gegen den NFA an sich, betont Heinz Tännler. Es gehe vielmehr darum, die gravierendsten Mängel im System zu beseitigen.

Dazu zählt vor allem das Problem der sogenannten Überdotation (siehe Grafik unten rechts). Bund und Geberkantone bezahlen nämlich zu viel, viel zu viel. Und jetzt nimmt diese Last noch einmal zu: 2017 wird die

«Überdotation» 771 Millionen Franken betragen, also mehr als eine Viertelmilliarde.

Kanton Bern erhält 1,287 Milliarden

Was «zu viel bezahlen» heisst, ist genau definiert: Die Ausgleichsleistungen orientieren sich an der Ressourcenstärke der einzelnen Kantone. Die ressourcenschwachen Stände haben den gesetzlichen Anspruch auf eine «Mindestausstattung» von 85 Indexpunkten, wobei 100 den Durchschnitt markiert. Wer darunterliegt, bekommt Geld von jenen Kantonen, die überdurchschnittlich wirtschaften. Dieses Ziel von 85 Punkten ist allerdings mehr als erreicht: Selbst der Jura, der ärmste Kanton der Schweiz, wird 2017 auf 87,8 Indexpunkte angehoben – per Parlamentsbeschluss (wir kommen darauf zurück). Im laufenden Jahr liegt dieser Wert bei 87,3. Jeder Jurassier erhält damit im nächsten Jahr via Finanzausgleich 2247 Franken vom Bund und von den Geberkantonen. In absoluten Grössen profitiert der Kanton Bern am stärksten. Im laufenden Jahr erhält er 1 265 062 000 Franken, 2017 steigt der Betrag gar auf mehr als 1,287 Milliarden.

Eigentlich haben sämtliche Kantone das Malaise erkannt. Die Konferenz der Kantonsregierungen (KdK) hatte nämlich eine politische Arbeitsgruppe unter dem Vorsitz des ehemaligen Schwyzer Regierungsrats Franz Marty beauftragt, Empfehlungen zur «Optimierung des Finanzausgleichs» zu erarbeiten. Diese Arbeitsgruppe war paritätisch zusammengesetzt, mit je drei Vertretern der Geber- und der Nehmerkantone. Ihre Empfehlungen wurden einstimmig verabschiedet.

Erhebliche Mängel

In ihrem Bericht, welcher der *Weltwoche* vorliegt, entdeckte die Arbeitsgruppe tatsächlich erhebliche Mängel in der Architektur des Finanzausgleichs, denen sie mit konkreten Massnahmen begegnen will. Das Kernproblem illustriert die Tabelle «Reaktion auf unterschiedliche Entwicklungen des Ressourcenpotenzials». Einfach ausgedrückt, liegt der Misstand darin, dass sich veränderte finanzielle Bedingungen in den Kantonen nicht adäquat in veränderten Zahlungen niederschlagen. Das Ziel eines Ausgleichs zwischen

Reaktion auf unterschiedliche Entwicklungen des Ressourcenpotenzials

Berechnungsbasis 2016 – Einzahlungen des Bundes: 2,301 Milliarden Franken, Einzahlungen der ressourcenstarken Kantone: 1,572 Milliarden Franken.

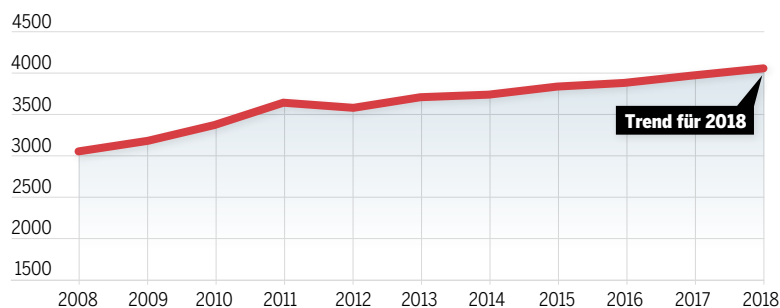
Szenario	Entwicklung des Ressourcenpotenzials der ressourcenstarken Kantone	Entwicklung des Ressourcenpotenzials der ressourcenschwachen Kantone	Disparität zwischen den ressourcenstarken und ressourcenschwachen Kantonen	Veränderung der Einzahlung des Bundes in Franken	Veränderung der Einzahlung der ressourcenstarken Kantone in Franken	Veränderung der Auszahlung an die ressourcenschwachen Kantone in Franken
1	+5%	+5%	Bleibt gleich	+119 940 889	+81 960 230	+201 901 119
2	-5%	-5%	Bleibt gleich	-119 940 889	-81 960 230	-201 901 119
3	+5%	-5%	Nimmt stark zu	+25 481	+81 960 230	+81 985 711
4	-5%	+5%	Nimmt stark ab	-25 481	-38 536 742	-38 562 223
5	+5%	0	Nimmt mässig zu	+59 983 185	+81 960 230	+141 943 415
6	-5%	0	Nimmt mässig ab	-59 983 185	-78 508 545	-138 491 730
7	0	+5%	Nimmt mässig ab	+59 957 704	+2 373 557	+62 331 261
8	0	-5%	Nimmt mässig zu	-59 957 704	0	-59 957 704

QUELLE: POLITISCHE ARBEITSGRUPPE ZUR OPTIMIERUNG UND WEITERENTWICKLUNG DES FINANZAUSGLEICHSYSTEMS

System in Schiefelage.

Entwicklung Dotation Ressourcenausgleich

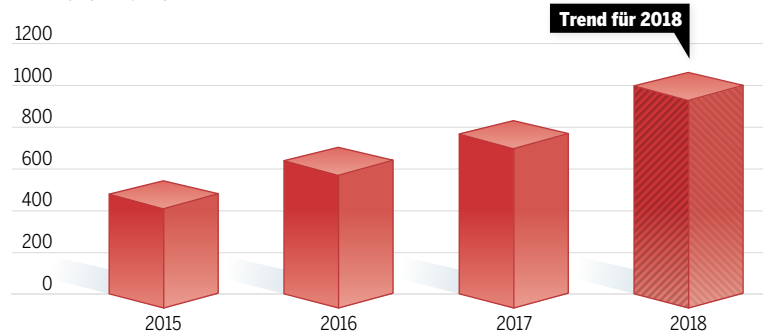
In Millionen Franken



QUELLE: DATEN DER EIDGENÖSSISCHEN FINANZVERWALTUNG

Entwicklung Überdotation

In Millionen Franken



QUELLE: DATEN DER EIDGENÖSSISCHEN FINANZVERWALTUNG



Sehen die Solidarität gefährdet: Finanzdirektoren Ernst Stocker (Kanton Zürich) und Heinz Tännler (Kanton Zug).

ärmeren und reicheren Kantonen wird deshalb verfehlt.

So zeigt etwa das Szenario 1 in der Grafik, dass die Geber über 200 Millionen Franken mehr bezahlen müssen, wenn das Ressourcenpotenzial auf Geber- und Nehmerseite je um fünf Prozent steigt. Dies, obwohl sich die Unterschiede («Disparitäten»), auf deren Reduzierung das System ja angelegt ist, nicht verändern.

Ein weiteres Beispiel liefert das Szenario 3. Wenn sich die Lage der Geber um fünf Prozent verbessert, aber diejenige der Nehmer sich gleichzeitig um fünf Prozent verschlechtert, erhöhen sich die Zahlungen an die schwachen Kantone «nur» um knapp 82 Millionen Franken. Die Disparität nimmt also um zehn Prozent zu, dennoch steigen die Auszahlungen viel weniger als in Szenario 1, in dem die Unterschiede gleich bleiben.

Verteilung entpolitisieren

Diese Beispiele zeigten, so das Fazit der Arbeitsgruppe, «dass der heutige Ressourcenausgleich nicht konsequent auf die Veränderung der Disparitäten ausgerichtet ist».

Die Arbeitsgruppe empfiehlt deshalb einen «neuen Modus».

Bisher legte die Bundesversammlung alle vier Jahre die Ausgleichssummen fest. Doch in

dieser Zeit kann sich die Finanzlage der einzelnen Kantone verändern – das ist der Grund, weshalb es jetzt zu massiven Überdotierungen kommt. In anderen Jahren wiederum erhielten die schwächeren Kantone zu wenig Geld. Das soll sich nun ändern: Neu soll die Ausgleichssumme jährlich, gestützt auf den aktuellen Ressourcenindex, berechnet werden. Damit würden die Geldflüsse entpolitisiert – im Parlament findet jeweils ein grosses Feilschen statt – und an die realen Verhältnisse gekoppelt.

Diese neue Regelung liege «im Interesse aller Kantone», betonen die Verfasser: «Die ressourcenschwachen Kantone können sich auf eine garantierte Mindestzahlung verlassen. Die ressourcenstarken Kantone andererseits wissen, dass ihre Einzahlungen für den Ressourcenausgleich vom Ausgleichsbedarf abhängig sind und keinen anderen Einflüssen mehr unterliegen.» Schliesslich sei diese Lösung auch für den Bund «berechenbar und einfacher zu vollziehen».

Weiter empfiehlt das Gremium, die garantierte Mindestausstattung des schwächsten Kantons von 85 auf 86 Prozent des schweizerischen Durchschnitts zu erhöhen. Dies wäre ein deutliches Entgegenkommen der Geberkantone.

Durch weitere Massnahmen sollen die Anreize verstärkt werden, so dass sich die bedürf-

tigen Kantone aus der Abhängigkeit befreien. Durch eine progressive Berechnungsmethode flosse ein möglichst grosser Teil der Ausgleichssumme den schwächsten Kantonen zu. Je mehr sich ein Kanton aber dem schweizerischen Mittel von 100 Indexpunkten nähere, desto weniger Unterstützung solle er erhalten, um «möglichst aus eigener Initiative» seine Leistungsfähigkeit zu verbessern. Es ist ein bisschen wie bei der Sozialhilfe: Der Schwelleneffekt drückt manche Fürsorgebezüger in die Abhängigkeit, weil sie mehr Geld vom Staat erhalten, als wenn sie arbeiten würden.

Der Auftrag der Konferenz der Kantonsregierungen an die Arbeitsgruppe unter Präsident Franz Marty geht von der Absicht aus, «möglichst alle Kantone geschlossen für eine Optimierung des Finanzausgleichs zu gewinnen». Die Arbeit der Gruppe habe gezeigt, so schreibt diese in ihrem Fazit, dass dieses Ziel nur zu erreichen sei, wenn sich die Geber und Nehmer aufeinander zubewegten. Deshalb unterbreite die Arbeitsgruppe «eine kohärente Lösung, die auf einen Ausgleich ausgerichtet ist und gleichzeitig die verfassungsmässigen Vorgaben respektiert». Die präsentierte Lösung sei «als Ganzes zu würdigen», weil alle Empfehlungen miteinander verbunden seien und «voneinander getrennt kaum mit Erfolg ver-



Liefert 3000 Franken pro Kopf ab: Zug.

fochten werden» könnten. Eine gemeinsame Haltung zur Verbesserung des Finanzausgleichs stärke «den Föderalismus und die Zusammenarbeit zwischen den Kantonen».

Streit hinter den Kulissen

Mitglieder der hochkarätigen Arbeitsgruppe waren neben Franz Marty die Staatsräte Serge Dal Busco (GE) und Maurice Tornay (VS) sowie die Regierungsräte Martin Gehrer (SG), Peter Hegglin (ZG), Barbara Janom Steiner (GR) sowie Ernst Stocker. Doch obwohl das paritätisch aus Gebern und Nehmern zusammengesetzte Gremium die Empfehlungen einstimmig verabschiedete, ist hinter den Kulissen ein heftiger Streit entbrannt. Verschiedene Kantone hintertreiben die vorgeschlagene Lösung, die ökonomisch wie politisch vernünftig ist und auf beiderseitigen Kompromissen beruht.

Widerstand kommt nicht etwa nur von den traditionell ressourcenschwachen Kantonen aus der Romandie, sondern von mehreren Deutschschweizer Ständen. Die Regierungsräte Jakob Stark (TG), Roland Brogli (AG), Roland Heim (SO) und Rolf Widmer (GL) stellen sich quer. In einem Brief an die Arbeitsgruppe Marty mit Kopie an die Konferenz der Kantonsregierungen und die Finanzdirektorenkonferenz vom 13. Juli 2016 schreiben sie zwar, sie seien in vielen Zielen mit ihnen einig, insbesondere dem Hauptziel, eine Lösung zu finden, der alle Kantone zustimmen könnten. Doch obwohl jetzt

eine solche Lösung auf dem Tisch liegt, torpedieren sie diese: Es spreche «kaum etwas dafür, die Zahlungen an die Nehmerkantone zu kürzen». Die vorgeschlagenen Reformen seien «schlicht nicht akzeptierbar», grenzten an «Willkür» und hätten «in den betroffenen Kantonen grosse Sparprogramme und sofortige Steuererhöhungen zur Folge», heisst es im Schreiben, das auf Papier der Thurgauer Regierung in Frauenfeld verfasst ist. Federführend ist also SVP-Mann Jakob Stark, der Parteikollege von Heinz Tännler und Ernst Stocker.

Die beiden haben für diese Obstruktionspolitik kein Verständnis. «Die nehmen einfach unser Geld», sagt Heinz Tännler. «Das ist unanständig.» Tatsächlich sind die jährlichen Zahlungen des Kantons Zug in den Finanzausgleich seit 2008 von 180 auf 341 Millionen Franken gestiegen – ein Wachstum von 89 Prozent. Im selben Zeitraum stieg der Ressourcenindex lediglich um 23 Prozent. Auch aufgrund dieser Schieflage des Systems überweisen die Zuger pro Kopf 3000 Franken an andere Kantone. Während der Kanton Zug ein Sparprogramm nach dem andern durchziehe und immer mehr in den nationalen Finanzausgleich einzahle, seien gewisse Nehmerkantone nicht bereit, ihre Strukturen zu hinterfragen, so Tännler.

Ins selbe Horn stösst auch Ernst Stocker. Der Finanzchef des grössten Schweizer Kantons, der absolut am meisten Geld in den NFA

pumpt, hielt sich lange zurück. Doch jetzt reiche es auch ihm. Stocker verweist auf die harten Sanierungs- und Leistungsprogramme. Dennoch zahle der Kanton Zürich allein im kommenden Jahr fast 100 Millionen Franken zu viel in den NFA ein. Das sei «nicht nichts» in der Haushaltsbilanz des Kantons Zürich, zumal zusätzlich Einbussen durch die Unternehmenssteuerreform III anstünden.

Es steht ein heisser Herbst bevor. Die Geduld der Geber, die erwiesenermassen zu viel geben, ist am Ende. Und die Profiteure – wie die Kantone Thurgau, Aargau, Solothurn und Glarus – sind nicht bereit, auf ihre Privilegien zu verzichten. Auf Anfrage der *Weltwoche* sagt der Thurgauer Finanzdirektor Stark, er stelle keinen Kompromiss nachträglich in Frage und könne sich «schlicht nicht vorstellen», dass die Geberkantone ihm öffentlich vorwürfen, die innereidgenössische Solidarität zu gefährden. Es würden weitere Diskussionen geführt, um einen «gemeinsamen Weg» zu finden.

Die Mehrheitsverhältnisse sind allerdings knapp: Für eine Lösung braucht es die Zustimmung von achtzehn Kantonen. Wird bis Ende Jahr keine Einigung erzielt, hat das weitreichende Konsequenzen: Es geht nämlich um die nächste Vierjahresperiode – und damit um Hunderte von Millionen Franken, die ohne Verbindung zur finanziellen Realität von den Gebern zu den Nehmern verschoben werden. ○

In Saus und Braus

Eine Eritreerin ist als Flüchtling in die Schweiz gekommen und lebt hier von der Sozialhilfe. Neulich ist sie für zwei Monate zurück nach Afrika gereist, um zu heiraten. Es war eine Hochzeit, bei der es an nichts fehlte. Von Alex Reichmuth

Eine schöne Braut. Ein schöner Bräutigam. Prächtige Kleider. Tolles Bankett. Grossartiges Ambiente. Es gab Vorführungen. Es gab Musik. Es gab Tanz. Unzählige Verwandte und Freunde waren nach Khartum gekommen, der Hauptstadt des Sudans. Auch Fotografen waren da, offensichtlich professionelle. Sie haben den Freudentag in allen Einzelheiten festgehalten. Es war ein Fest in Saus und Braus. Es war die Hochzeit von Hana*.

Hana, die 26-jährige Eritreerin, hat zwei Leben. Ein offizielles Leben. Und ein wirkliches Leben. Im offiziellen Leben ist Hana Flüchtling. 2014 flüchtete sie von Eritrea in die Schweiz. Im letzten Herbst hat das Staatssekretariat für Migration ihr Asylgesuch gutgeheissen. Asyl erhält man, wenn man im Heimatland verfolgt ist. Hana bekam eine Aufenthaltsbewilligung. Jetzt wohnt sie in einer Gemeinde im Kanton Zürich. Sie besuchte mehrere Monate einen Intensiv-Sprachkurs. Um möglichst schnell Deutsch zu lernen. Und dann arbeiten zu können. Derzeit ist Hana mittellos. Sie lebt von der Sozialhilfe. Die Gemeinde bezahlt ihr ein komfortables Zimmer in der Wohnung von Petra Gerber*. Die Gemeinde bezahlte Hana auch den Sprachkurs. Und die Gemeinde bezahlt ihr den Lebensunterhalt. Genau 1001 Franken im Monat. Im Sprachkurs fehlte Hana immer wieder. Denn sie hat gesundheitliche Probleme. «Sie konnte die beiden Kurse nur teilweise besuchen, weil sie gesundheitlich angeschlagen war», steht in der Bescheinigung der Sprachschule zu den ersten beiden Kursblöcken. So sieht Hanas offizielles Leben aus.

Im wirklichen Leben geht es Hana gut. Sehr gut sogar. Denn sie muss sich um nichts kümmern. Sie kümmert sich nicht um eine Ausbildung. Sie kümmert sich nicht um einen Job. Sie ging auch fast nie in den Sprachkurs. Denn sie hatte keine Lust dazu. Warum sollte sie auch? Sie erhält jeden Monat das Geld von der Sozialhilfe. Pünktlich und bedingungslos. Hana ist fast immer auf Achse. Sie reist quer durch das Land. Gut ausgestattet. Zum Beispiel mit neuen Adidas-Turnschuhen. Hana besucht ihre Verwandtschaft in der Schweiz. Die ist gross. Sie übernachtet einmal da, einmal dort.

Doch einen unerfüllten Wunsch hat sie noch. Schon im letzten Februar hatte Hana bei den Schweizer Behörden einen Antrag gestellt und darin gefordert, dass ihr eritreischer Verlobter in die Schweiz kommen kann. Ebenfalls als Flüchtling. Ein Anwalt hatte den Brief für

Hana verfasst. Doch die Behörden lehnten ab. Ein Nachzug in die Schweiz sei nur für Ehegatten und Kinder unter achtzehn Jahren möglich. Falls eine genug grosse Wohnung vorhanden sei. Und falls die betreffenden Personen nicht auf Sozialhilfe angewiesen seien. Anfang Mai meldete sich Hana bei ihrer Vermieterin Gerber ab. Für einen ganzen Monat. Sie kam aber erst nach über zwei Monaten zurück. Mitte Juli. Verheiratet. Ihren Ehemann hatte Hana nicht dabei. Dafür Hochzeitsalben. Diese zeugen vom erwähnten Pomp.

«Grosses Verständnis»

Petra Gerber hat Hana seither kaum gesehen. Denn diese ist noch mehr auf Achse als vorher. Irgendwo in der Schweiz, bei ihren Verwandten. Ein paarmal nur ist sie im Haus von Gerber kurz aufgetaucht. Insgesamt hat Hana seit Mai ein einziges Mal in ihrem Zimmer übernachtet. Doch das Sozialamt zahlt weiter. Jeden Monat zahlt es das leere Zimmer. Jeden Monat zahlt es das Geld für den Lebensunterhalt von Hana, 1001 Franken. Pünktlich und bedingungslos.

Petra Gerber kam das alles spanisch vor. Im letzten Mai berichtete die *Weltwoche* ein erstes Mal darüber. Seit Hana mit den schönen Fotos aus Khartum zurückgekehrt ist, kommt Gerber alles noch viel spanischer vor.

Sie hat darum Bundesrätin Simonetta Sommaruga einen Brief geschrieben. Sommaruga ist Schweizer Asylministerin. Am 19. August bekam sie eine Antwort, von der Bundesrätin persönlich. Sie habe «grosses Verständnis», schrieb Sommaruga. Es sei ihr wichtig, dass die Schweizer Asylpolitik glaubwürdig sei. Es bestehe aber «kein Grund, der schweizerischen Asylpraxis grundsätzlich das Vertrauen zu entziehen».

Gerber hat sich auch an ihre Gemeinde gewandt. Man werde schauen, was man machen könne, hiess es. Aber viel machen könne man wohl nicht. Das mit Hana sei gewiss ein Einzelfall. Das Staatssekretariat für Migration bewilligt den Flüchtlingen im Land jedes Jahr Zehntausende Auslandsreisen. Von 2011 bis 2015 waren es 50 000. Auch Hana stellt wohl bald wieder ein Gesuch. Für eine nächste Reise nach Khartum. Nach ihrer zweimonatigen Hochzeitsreise war sie nicht schwanger. Doch sie will ein Kind von ihrem Mann. Dann stehen die Chancen, dass er in die Schweiz kommen kann, ungleich besser.

Inzwischen hat Petra Gerber Hana das Zimmer gekündigt. Auf Ende September. Gerber will, dass in ihrem Zimmer auch wirklich jemand wohnt. Das Vertrauen in das Schweizer Asylwesen hat sie verloren.

*Namen geändert



Nachzug in die Schweiz nur für Ehegatten: Hochzeit in Eritrea.



Loyaler Paradediplomat: Jacques de Watteville.

Kunst der Einfühlung

Es ist sein letzter grosser Auftrag: Chefunterhändler Jacques de Watteville soll der Schweiz einen Rahmenvertrag mit der EU aufschwätzen, den niemand wirklich will.

Von Hubert Mooser

Er strahlt das aus, was er ist: ein Diplomat vom Scheitel bis zur Sohle. Jacques de Watteville, Chefunterhändler beim Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA), ist die Antithese zu seinem Vorgänger Yves Rossier, wie Aussenpolitiker Carlo Sommaruga (SP) findet. Rossier war ein eruptiver Vulkan, de Watteville ist ein ruhender Pol. Der Nachkomme eines weitverzweigten Berner Adelsgeschlechts feilscht seit Monaten mit EU-Vertretern um die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative (MEI), die den Zustrom von EU-Bürgern in die Schweiz regulieren will. Eine weitere Baustelle ist der Rahmenvertrag, der die Schweiz institutionell enger an die EU anbinden soll.

In seinem Büro im ersten Soussol des Bundeshauses Ost laufen die Fäden zusammen. «Es ist härter geworden», glaubt de Watteville, «der Verhandlungsspielraum seit dem Brexit

kleiner.» Die Situation ist ernst genug, dass sich die Landesregierung am letzten Mittwoch über zwei Stunden mit dem von de Watteville rapportierten Lagebericht auseinandersetzte. Die Union fordert von der Schweiz die Übernahme der Unionsbürgerschaft. Diese Richtlinie würde den EU-Bürgern in der Schweiz fast die gleichen Rechte einräumen wie Schweizern. Beim Rahmenvertrag pocht die EU auf den Europäischen Gerichtshof als rechtlich bindende letzte Instanz bei Streitfällen. Brüssel will die Konsultationen zur MEI zudem mit den Verhandlungen zu einem institutionellen Rahmenabkommen verknüpfen.

Der Bundesrat wehrt sich gegen die «rechtliche», nicht aber gegen die «politische» Verknüpfung. Der wegen einer Affäre um seinen Mitarbeiter Didier Berberat genervt wirkende Aussenminister Didier Burkhalter ist sich bewusst, dass die EU nur deshalb etwas nachgibt,

weil de Watteville parallel über die Personenfreizügigkeit und den Rahmenvertrag verhandelt. FDP-Finanzpolitiker Hans-Peter Portmann, der de Watteville als Staatssekretär für internationale Finanzfragen in guter Erinnerung hat, sagt dazu, man müsse Verhandlungen auch einmal abbrechen können, wenn diese zu keinem Ergebnis führten.

Herzensangelegenheit

Ein Abbruch ist jedoch unwahrscheinlich. Alle, die de Watteville kennen, sind überzeugt, dass er nach 35 Jahren Staatsdienst mit einem Erfolg seine Karriere beenden wolle. Die EU-Verhandlungen sind der letzte grosse Auftritt des «Grandseigneurs», wie ihn die Zeitung *Der Bund* einmal bezeichnete. Als Chef des Staatssekretariats für internationale Finanzfragen (SIF) ist der 65-Jährige vor einigen Wochen altershalber bereits abgetreten. Als

Chefunterhändler soll er die Verhandlungen mit der EU noch über das Pensionsalter hinaus weiterführen.

Der Rahmenvertrag sei für de Watteville so etwas wie eine Herzenssache, sagen bundesratsnahe Kreise. Das zeigen auch seine Auftritte der letzten Wochen, bei denen er Bürger und Wirtschaftskapitäne von diesem Rahmenabkommen überzeugen wollte. Es ist auch der Versuch, die Deutungshoheit zurückzugewinnen, nachdem die SVP ihre Kampagne gegen einen Rahmenvertrag lanciert hat. Das institutionelle Abkommen steht in vielen Köpfen längst für fremde Richter und fremdes Recht. De Watteville will den Trend kehren und ist dafür viel unterwegs. Ungewollt bestätigt er aber damit auch die schlimmsten Befürchtungen der SVP: dass die institutionelle Anbindung an die EU mit Hochdruck vorangetrieben wird. «Es gibt Leute, die das institutionelle Rahmenabkommen für ein Phantom halten», sagt SVP-Präsident Albert Rösti. Die Auftritte von Chefunterhändler Jacques de Watteville bewiesen das Gegenteil.

Es brauche eine einvernehmliche Lösung mit der EU in der Zuwanderungsfrage, also bei der Umsetzung der MEI, sowie eine Einigung bei den institutionellen Fragen, predigte de Watteville am letzten Freitag anlässlich des traditionellen Jahresevents von Economiesuisse vor der Corona der Schweizer Wirtschaft. Es brauche geregelte Beziehungen mit der EU, um Wohlstand, Arbeitsplätze, Wertschöpfung, Know-how und Steuereinnahmen in der Schweiz zu erhalten, warnte er. Anstatt von einem Rahmenvertrag sprach er von der «Konsolidierung des bilateralen Wegs». Economiesuisse-Präsident Heinz Karrer verwendet die gleichen Worte, was darauf schliessen lässt, dass der Wirtschaftsdachverband das Rahmenabkommen, das er offiziell ablehnt, anscheinend doch anstrebt

Am Wochenende davor trat de Watteville in Wettingen vor den Delegierten der SVP auf. Es war ein mutiger Schritt. Sein Versuch, wenigstens bei den Bauern zu punkten, wirkte allerdings eher unbeholfen. Wenn man die Bilateralen gefährde, warf der Diplomat in den Saal, dann habe dies auch Folgen für die Landwirtschaft. Viel mehr als Buhrufe und Pfiffe brachte ihm das nicht ein. «Das kam bei den Delegierten nicht sehr gut an», meinte SVP-Präsident Rösti hinterher. «So zielgenau er im verschwiegenen Dunstkreis der Diplomatie zusammen mit Bundesrat Burkhalter den Anbindungsvertrag der Schweiz mit der EU ansteuert, so unfassbar schwammig sind seine Aussagen dazu dem Schweizer Souverän gegenüber», sagt SVP-Fraktionschef Adrian Amstutz.

De Wattevilles missglückter Auftritt vor der SVP blieb auch bei den anderen Parteien nicht unbemerkt. CVP-Präsident Gerhard Pfister rät dem Chefunterhändler, er solle Ausflüge in die

Politik in Zukunft besser bleibenlassen. Das sei nicht «sein Ding». Der Chefunterhändler sieht das anders: Es sei wichtig, den Leuten klaren Wein einzuschenken, pflegt de Watteville auf solche Einwände zu erwidern.

Diplomat der letzten Hoffnung

Vielleicht tourt er aber auch nur deshalb so eifrig durch das Land, weil ihm etwas die Tuchfühlung mit der Schweiz abgeht. De Watteville absolvierte einen Grossteil seiner Karriere als Diplomat im Ausland. Ihm fehle deshalb das Gespür für die innenpolitischen Befindlichkeiten, sagen Politiker. Im EDA streicht man jetzt aber seine Verbundenheit mit Land und Leuten heraus. De Watteville ist ein passionierter Berggänger. Wenn er nicht

Der Bundesrat wehrt sich gegen die «rechtliche», nicht aber gegen die «politische» Verknüpfung.

gerade in Brüssel für die Schweiz die Kastanien aus dem Feuer holt, kraxelt er noch heute im Gebirge herum. Er war schon auf vielen namhaften Gipfeln in den Walliser und Berner Alpen. Stolz zeigt der Diplomat in seinem Büro auch ein Bild, wo er neben Finanzminister Ueli Maurer in ein Alphorn bläst. Wie sein Chef, Bundesrat Burkhalter, betont auch de Watteville, er sei Patriot und der traditionellen Schweiz verpflichtet.

Als den «Diplomaten der letzten Hoffnung» beschrieb ihn die *Berner Zeitung*, als der Bundesrat Jacques de Watteville 2015 zum Chefunterhändler ernannte. Die Gespräche mit der EU waren wieder einmal an einem toten Punkt angelangt. De Watteville sollte den Verhandlungen zu einem Rahmenvertrag neuen Schwung verleihen, bei der MEI die Gespräche mit der EU in Gang bringen, die Dossiers koordinieren, und das alles im Nebenamt. Hauptberuflich leitete er damals noch das kleine, mit achtzig Leuten besetzte Staatssekretariat für internationale Finanzfragen.

De Watteville eilte der Ruf eines soliden, gut vernetzten und loyalen Paradediplomaten voraus. Er gehört aber auch jener Generation von Diplomaten an, die darauf getrimmt wurden, die Schweiz näher an die EU heranzuführen – zuerst mit dem EWR-Projekt, später mit dem EU-Beitrittsgesuch. Als diese Möglichkeit nicht mehr bestand, konzentrierte man sich auf die bilateralen Verträge. Am 8. Februar 2009 stimmte die Schweiz für eine Ausdehnung der Personenfreizügigkeit. Im Vorfeld hatte sich de Watteville beklagt, die Schweizer Diplomaten bekämen von Brüssel öfter zu hören, die Verwaltung der bilateralen Verträge werde auf die Dauer zu kompliziert, wenn die Schweizer immer wieder neu abstimmten.

Jacques de Watteville ist in Lausanne geboren und aufgewachsen. Sein Vater war Pas-

tor. 1967 zügelte die Familie nach Paris, weil der Vater dort eine Stelle als reformierter Seelsorger annahm. Der junge de Watteville machte in Paris die Matura. Danach kehrte die Familie ins Waadtland zurück. Er studierte Jura und Wirtschaft in Lausanne und verdiente sich danach als Jurist in einer Lausanner Anwaltskanzlei die Sporen. 1982 trat er in den diplomatischen Dienst ein, zuerst wurde er Privatssekretär von Aussenminister Pierre Aubert (SP). Nach diversen anderen Posten wechselte er 2003 als Botschafter nach Syrien und vier Jahre später nach Brüssel. Burkhalter schickte ihn 2012 nach Peking. Dort blieb er aber nur ein Jahr. Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf holte ihn als Staatssekretär für internationale Finanzfragen zurück.

Als Chef des SIF beerdigte de Watteville 2015 mit seiner Unterschrift unter das Abkommen über den automatischen Informationsaustausch zwischen der Schweiz und der EU das Bankgeheimnis. De Watteville setzte auch einen Schlussstrich unter einen langjährigen Steuerstreit mit Italien. Dann wollte Frankreich bei jenen Erblässern, die in der Schweiz lebten, das eigene Erbschaftssteuerrecht anwenden. Die Franzosen drohten mit der Kündigung des geltenden Abkommens aus dem Jahre 1953. Der Bundesrat knickte ein und schickte de Watteville los. Er sollte Frankreich ein von der Schweiz in vorauseilendem Gehorsam fabriziertes einseitiges Abkommen anbieten. Das Schweizer Parlament bodigte jedoch das Vorhaben, und Frankreich hat bis heute seine Drohung nicht wahr gemacht. Für FDP-Politiker Portmann ist diese Episode der Beweis, dass sich Härte bezahlt macht.

Nun steht der Paradediplomat vor dem grossen Finale. Ob es in Glanz und Gloria endet oder in Schimpf und Schande, werden die nächsten Wochen zeigen. ○

Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **Schwarzarbeit**
KMU-feindlicher Entscheid
für mehr Bürokratie
- **Grüne Wirtschaft**
Erneuter Versuch einer
kollektiven Bevormundung
- **Integration**
Es braucht keine
«Flüchtlingslehre» –
die Praxis beweist es

www.gewerbezeitung.ch

Die Zeitung macht mobil.



Jetzt
downloaden im
App- oder Google
Play-Store!



Die «Schweiz am Sonntag» lässt Ihnen alle Freiheiten. Ganz gleich ob Sie daheim bleiben, einen Ausflug planen oder ins Café wollen – Ihre «Schweiz am Sonntag» kommt via Tablet oder Smartphone einfach mit. Buchung im App Store oder bei Google Play.
www.schweizamsonntag.ch

Schlechter Geschmack

Mit einem Willkürentscheid versenkt das Bundesgericht die geplante «Ringling»-Siedlung in Zürich Höngg. Lausanne will neuerdings auch bei der Bau-Ästhetik das letzte Wort haben und beschneidet damit die Gemeindeautonomie. Für die Bauherren steigt das Risiko von teuren Planungsleerläufen. *Von Alex Baur*

Elf Jahre sind ins Land gegangen, seit das Projekt «Ringling» 2005 in einem Wettbewerb auserkoren wurde. Die Siedlung am Rand von Zürich Höngg, welche drei Genossenschaften gemeinsam auf städtischem Land pflanzen, sollte neues Leben ins Quartier bringen: 277 günstige Wohnungen, ein Jugendtreff, einen Laden, einen Kindergarten, einen Alters- und Pflegebereich. Die gewählte Form der Blockrandbaute – ein Gebäuderings, der sich um einen begrünten Innenhof herum schliesst – ist normalerweise zwar eher in den Innenstädten anzutreffen. Doch die Bauweise ist prädestiniert für die allenthalben geforderte Verdichtung, und sie schützt die Bewohner auf der Hofseite vor Lärm. Letzteres gab wohl den Ausschlag: Das Grundstück in Höngg grenzt an zwei stark befahrene Durchgangsstrassen.

Als sich 2006 im Quartier Widerstand formierte, berief der Stadtrat eine Experten-Gruppe ein, die das Projekt neu evaluierte und erneut zu einem positiven Schluss gelangte. Doch einige Anwohner, unter ihnen mehrere Millionäre sowie zwei pensionierte Professoren der nahen ETH, liessen nicht locker. Sie fochten alles an, was man irgendwie anfechten kann – Verkehrsführung, Parkplätze, Bau-rechtsvertrag, Abfallkonzept, die Führung eines Bächleins, den Schattenwurf – und zogen die Entscheide durch alle Instanzen. Viel mehr als eine jahrelange Verschleppung erreichten sie damit nicht. Inhaltlich ging es ihnen um ganz andere Fragen: Die einen befürchteten eine Entwertung des Quartiers durch den sozialen Wohnungsbau, anderen waren die Dimensionen einfach ungeheuer.

Nach dem juristischen Vorgeplänkel erteilte die Bausektion der Stadt Zürich dem Projekt Ringling Anfang 2013 die Baubewilligung. Weil der Siedlung eine erhöhte Ausnützung zugestimmt wurde, musste sie gemäss Gesetz «besonders gut gestaltet» sein. Wie die Bausektion gelangten auch die folgenden Instanzen (kantonales Baurekursgericht, Verwaltungsgericht) einhellig zum Schluss, das Projekt Ringling hebe sich zwar deutlich von den anderen Bauten ab, doch das sei keineswegs ein Mangel. Vielmehr werde in einem uneinheitlich gebauten Quartier ein positiver neuer Akzent gesetzt. Es sei «jedenfalls vertretbar, das in sich harmonisch gestaltete Projekt nicht als Störfaktor zu betrachten, sondern als Bereicherung des baulichen Umfelds».

Diese Formulierung hat die I. öffentlich-rechtliche Abteilung des Bundesgerichtes letzte



«Kein Störfaktor»: Siedlungsprojekt «Ringling».

Woche zum Todesurteil für das Projekt «Ringling» umgedeutet. «Kein Störfaktor» und bloss «vertretbar», so verkürzten die Richter Fonjallaz (SP), Merkli (GP), Karlen (SVP), Eusebio (CVP) und Kneubühler (SP) den Satz der Vorinstanz, reiche eben nicht für die Note «besonders gut». Die Andersartigkeit von «Ringling» steche zu deutlich hervor. Nach dem Geschmack der Bundesrichter tritt das Projekt «in keiner Weise in eine Beziehung zum Ortsbild», eine «Eingliederung in die bauliche Umgebung und die Rücksichtnahme auf diese» fehlten vollständig. «Offensichtlich» erfülle «Ringling» die Anforderungen damit nicht.

Wortklauberische Verkürzung

Die wortklauberische Verkürzung sorgt unter Juristen für Kopfschütteln. Der erfahrene Zürcher Bauanwalt Simon Schaltegger etwa weist darauf hin, dass die Bundesrichter in ihrem unüblich kurzen und apodiktischen Urteil selber die Begründung nicht liefern, deren angebliches Fehlen sie bei den Vorinstanzen bemängeln. Vergeblich sucht man nach Kriterien, die «Ringling» hätte erfüllen müssen, um ins Quartier zu passen. Der Vorwurf der Willkür, den die Bundesrichter den Vorinstanzen unterstellen, fällt damit auf sie selber zurück.

Ob sich eine Überbauung mit dem Quartier verträgt, ist letztlich eine Frage des Ge-

schmacks. Der einzigartige Eiffelturm ist zweifellos ein Fremdkörper in seinem Umfeld, ganz zu schweigen vom gewaltigen und alles andere überragenden Kölner Dom. Das monumentale Gebäude des Bundesgerichtes selber steht ziemlich einsam im lauschigen Lausanner Wohnviertel Mon-Repos und hebt sich deutlich von seiner Umgebung ab. Ob solche Bauten gefallen oder stören, lässt sich nicht nach einer objektiven Formel bestimmen.

Das Bundesgericht beschränkte sich bislang auf messbare Grössen wie Grenzabstände, Schattenwurf und Ausnützungsziffern. Das Urteil über die Ästhetik überliess man den lokalen Baubehörden. So ist es an sich auch im Gesetz vorgesehen. Unter Berufung auf das in der Bundesverfassung verankerte Willkürverbot haben die Lausanner Richter die Autonomie der Gemeinden nun ausgehebelt. Ein Grundsatzentscheid soll das zwar angeblich nicht sein. Bauherren müssen aber künftig damit rechnen, dass erst in Lausanne entschieden wird, ob ein Grossprojekt den ästhetischen Anforderungen entspricht oder von Grund auf neu entworfen werden muss – und das erfahren sie erst am Ende eines oft jahrelangen Prozesses. Diese latente Rechtsunsicherheit hat ihren Preis. Dass die Architektur dadurch besser wird, darf bezweifelt werden. ○

«Ein brutal offener Markt»

In diesem Jahr feiert Implenia das zehnjährige Jubiläum. Anton Affentranger, seit 2011 Konzernchef der grössten Schweizer Baufirma, über die Auswirkungen der Masseneinwanderungsinitiative, die Tücken des Mietrechts und die Bequemlichkeit der Schweizer. *Von Martin Spieler*

Herr Affentranger, in der Schweiz wird dank tiefer Zinsen immer noch viel gebaut. Branchendaten signalisieren das Ende des Booms. Spüren Sie das?

Die Spitze des Zyklus liegt hinter uns. Dennoch: Trotz vielen gesamtwirtschaftlichen Fragezeichen präsentiert sich der Schweizer Bauproduktmarkt robust.

Haben auch die Immobilienpreise den Höhepunkt überschritten?

Ja. Und doch sind Immobilien für viele Investoren weiterhin attraktiv. Davon profitieren wir, und im Bausektor sehen wir noch viel Potenzial.

Wo am meisten?

Bei der Modernisierung von Hochbauten. Siebzig Prozent der Hochbauten hierzulande sind vor den neunziger Jahren gebaut worden. Diese sind mehrheitlich energetisch ineffizient und müssen renoviert werden. Ein Wachstumsmarkt.

Die meisten Immobilien sind im Besitz von institutionellen Anlegern wie Pensionskassen, Fonds und Versicherungen. Warum modernisieren sie nicht stärker?

Es gibt verschiedene, teilweise auch rechtliche Gründe, die Institutionelle von einer Sanierung abhalten.

Der mühsame Weg bis zur Baubewilligung?

Wir in der Schweiz mit unsern kantonal unterschiedlichen Baurechten leiden unter dem Föderalismus. Teilweise birgt aber auch das Mietrecht Schwierigkeiten. So wie dieses heute ausgestaltet ist, verhindert es oft sinnvolle Sanierungen.

Stellen Sie das Mietrecht in Frage?

Dass das Mietrecht Mieterinnen und Mieter schützt, stört mich nicht. Es fokussiert aber auf Partikularinteressen. Dies führt dazu, dass Energieeffizienz, Klimaschutz und Nachhaltigkeitskriterien ausgeklammert werden. Mieterinnen und Mieter sind so gut geschützt, dass es oft einfacher ist, auf der grünen Wiese zu bauen, als ein bestehendes Objekt zu sanieren.

Was angesichts der sinkenden Baulandreserven aber problematisch ist...

Das Mietrecht verhindert sinnvolle Verdichtungen und energetische Sanierungen. Klar sind Wohnungen nach einer Modernisierung teurer. Die Ausgestaltung des Mietrechts führt aber teilweise dazu, dass Immobilienbesitzer auf sinnvolle Modernisierungen verzichten.



«Die Schweiz ist grundsätzlich gebaut»: Implenia-Chef Affentranger.

Bundesrätin Leuthard versucht, Immobilienbesitzer zu energetischen Sanierungen zu motivieren.

Es ist eine Interessenabwägung: Einerseits will der Bund, dass Häuser weniger Energie verpuffen, andererseits werden Sanierungen unter anderem wegen des Mietrechts auf die lange Bank geschoben. Wenn wir das Mietrecht nicht weiterentwickeln, ist die Energiestrategie des Bundesrats, die stark auf energetische Sanierungen setzt und auf die Atomenergie verzichten möchte, wohl schwer umsetzbar.

Was fordern Sie?

Man muss das Mietrecht modernisieren. Das Problem muss umfassend betrachtet werden. Nur so können wir als Gesellschaft sicherstellen, dass wir dank der Modernisierung des Gebäudebestands dem Klimaschutz Rechnung tragen.

Noch immer entstehen viele Neubauten...

Die Schweiz ist grundsätzlich gebaut. Es braucht mehr Verdichtung und Modernisierung der älteren Bauten. Das Gleiche sehen wir bei der Verkehrsinfrastruktur. Auch diese muss modernisiert werden.

Mit dem Gotthard-Basistunnel haben Sie eines der grössten Infrastrukturprojekte abgeschlossen: Fehlen jetzt die Aufträge?

Die Megaprojekte in der Schweiz sind mit dem Gotthard-Basistunnel abgeschlossen. Trotzdem: Allein die SBB müssen Milliarden in Infrastrukturprojekte investieren. Etwa mit der dritten Bahnlinie zwischen Lausanne und Genf. Auch viele Bahnhöfe müssen modernisiert werden. Bern, Lausanne und Genf sind typische Beispiele dafür. Bei solch hochkomplexen Grossprojekten sind wir involviert.

Und beim Gotthard-Autotunnel?

Dieser dürfte 2019 zur Ausschreibung gelangen. Da werden wir mitbieten. Aber es ist klar, auch viele Konkurrenten aus dem Ausland werden sich um diesen attraktiven Auftrag bemühen.

Sie sind auch in Deutschland, Österreich, Schweden, Norwegen und Frankreich aktiv. Verdienen Sie in diesen Ländern angesichts der harten Konkurrenz Geld?

Ja. Wir sind in Ländern aktiv, welche ihre Infrastruktur stark renovieren müssen. In Deutschland ist der Zustand der Infrastruktur – Bahn, Autobahnen oder Brücken – bedenklich. Die Deutschen haben Südeuropa finanziert, aber ihre eigene Infrastruktur vernachlässigt.

Wie stark drückt der harte Franken?

Wir profitieren vom harten Franken, indem wir ebenso wie Konsumenten vermehrt günstiger Waren und Dienstleistungen im Ausland einkaufen. Dies geben wir unseren Kunden weiter. Im Ausland haben wir einen Nachteil. Weil wir vor Ort aber mit eigenen Tochtergesellschaften

agieren und in Euro rechnen, trifft uns dies nur bilanztechnisch.

Dennoch haben Sie mit Bilfinger Construction eine Grossakquisition in Deutschland getätigt. Wie läuft deren Integration?

Bilfinger steht für deutsche Ingenieurskunst. Die Top-Leute sind an Bord geblieben. Wir haben viel Fachwissen gewonnen. Das hilft uns bei Grossprojekten, etwa beim Auftrag für den U-Bahn-Bau in Paris, den wir kürzlich gewonnen haben.

Hat sich die damalige Fusion von Batigroup und Zschokke gelohnt?

Eindeutig. Wir hatten drei Ziele: Marktsynergien in der Schweiz, Kostensynergien und internationale Wettbewerbsfähigkeit. Dies wurde alles erreicht.

Ihr Hauptmarkt ist weiterhin die Schweiz: Wie beurteilen Sie die Rahmenbedingungen für die Bauwirtschaft?

Die Schweiz ist ein brutal offener Markt. Das fordert uns. Wir müssen uns hierzulande gegen die besten Konkurrenten aus dem Ausland durchsetzen. Und wir sind stark abhän-

«Die Digitalisierung wird ein Erdbeben in unserer Branche auslösen.»

gig von der Binnenkonjunktur. Da bestehen Unsicherheiten.

Welche?

Die grösste ist die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative.

Fürchten Sie, nicht genügend Bauarbeiter aus dem Ausland rekrutieren zu können?

Nein, das ist nicht das Hauptproblem. Wir sind vor allem bei unseren Kadermitarbeitern und Ingenieuren auf Talente aus dem Ausland angewiesen. Diese Unsicherheit hemmt auch Investitionsentscheide. Das spüren wir direkt, indem Aufträge verschoben oder Projekte gestrichen werden.

Was wünschen Sie sich?

Vor allem Klarheit, damit wir planen können. Es braucht eine offene Lösung für die Rekrutierung von topqualifizierten Arbeitskräften aus dem Ausland. Ingenieure finden wir hier kaum.

Wo sehen Sie politischen Handlungsbedarf?

Die Rahmenbedingungen in der Schweiz sind weiterhin sehr gut. Ein Problem ist die zunehmende Unsicherheit. Sorgen macht mir auch, dass wir nicht mehr hungrig sind. Ich frage mich, ob wir nicht zu bequem und immobil geworden sind. Ein zu langer Arbeitsweg schreckt viele ab. Die berufliche Mobilität ist gesunken. Wir haben auch Schwierigkeiten, Schlüsselleute für Einsätze im Ausland zu gewinnen. Ist das ein Wohlstandsproblem? Für mich stellt sich die Frage, ob diese Bequemlichkeit nicht ein grösseres Problem sei als der starke Schweizer Franken.

Noch geht es der Bauwirtschaft gut. Die immer wieder vorausgesagte Konsolidierung erfolgt nur schleppend.

Das wird sich ändern. Die Struktur der Bauwirtschaft wird sich in den nächsten paar Jahren fundamental verändern.

Was werden die Treiber sein?

Die Bauwirtschaft ist immer noch ineffizient. Nicht nur in der Schweiz, sondern auch im Ausland. Unsere Produktivität ist seit den sechziger Jahren schwach. Die Digitalisierung wird ein Erdbeben in unserer Branche auslösen. Einige Berufsgattungen und Firmen wird es nicht mehr brauchen.

Werden schon bald Roboter auf der Baustelle wirken?

Vielleicht später, vorderhand sicher nicht. Die Bauarbeiter braucht es. Aber in der Planung von Bauten und bei den Prozessen wird es dank der Digitalisierung massive Vereinfachungen geben. Wer als Baufirma technisch nicht top ausgerüstet ist, hat bei grösseren Projekten schlicht keine Chancen mehr. Ich erwarte einen grossen Einschnitt. Die Geschäftsmodelle im Bausektor werden sich grundlegend verändern.

Könnte dann auch Implenia zum Übernahmekandidaten werden?

Das ist im internationalen Kontext nicht ausgeschlossen. Wir wären dann ein Übernahmekandidat, wenn wir nicht leistungsfähig und darum stark unterbewertet wären. Derzeit stupe ich die Wahrscheinlichkeit einer Übernahme als gering ein.

Anton Affentranger, 59, startete seine Karriere in der Finanzbranche. Als 2006 die beiden grössten Schweizer Bauunternehmen Zschokke und Batigroup zur Implenia-Gruppe fusionierten, engagierte er sich zuerst als Verwaltungsratspräsident. 2009 übernahm er die operative Führung, und seit 2011 ist er offiziell CEO.

ALLES UNTER KONTROLLE?



«In unserem Check-Up (www.reichmuthco.ch) lesen Sie über die Grenzen der Zentralbankpolitik und was das für Anleger bedeutet.»

Christof Reichmuth
unbeschränkt haftender Gesellschafter

PRIVATBANKIERS
REICHMUTH & CO
INTEGRALE VERMÖGENSVERWALTUNG

CH-6000 LUZERN 7 RÜTLIGASSE 1 +41 41 249 49 29
CH-8002 ZÜRICH TÖDISTRASSE 63 +41 44 299 49 49
www.reichmuthco.ch

Wie teuer ist die Finma?

Mit immer detaillierteren Vorschriften schnürt die Behörde unter Mark Branson den Finanzplatz ein. Die überbordende Regulierung kostet jeden Schweizer viele hundert Franken an höheren Gebühren. Das Angebot schwindet, der Wettbewerb nimmt ab. *Von Beat Gygi und Florian Schwab*

Die Finma? Die Finanzaufsicht? «Das betrifft uns normale Angestellte doch gar nicht.» Das ist eine typische Antwort, wenn man Mitarbeiter eines Unternehmens fragt, wie sie die Arbeit der Finanzmarktaufsichtsbehörde Finma beurteilen. Viele denken, dass Finanzmärkte und Banken wenig mit ihrem Betriebsalltag zu tun haben und dass die Finma irgendeine Einrichtung weit weg ist – aber die Behörde ist viel näher bei den Leuten, als sie denken. Die Bürger wissen und spüren es allerdings nicht unmittelbar, dass die Finma vielen von ihnen 1000 Franken oder mehr pro Jahr wegnimmt. Die eidgenössische Finanzmarktaufsichtsbehörde, die seinerzeit aus drei Vorgängerinstanzen zusammengefügt worden war und Anfang 2009, also gerade nach dem Schock der Finanzkrise, ihre Tätigkeit aufnahm, hat sich zu einer teuren Kontrollenrichtung entwickelt.

Dies liegt auch daran, dass die Behörde unter ihrem Direktor Mark Branson und dessen Vorgänger Patrick Raafaub vom Personalbestand und ihren Aufgaben her laufend wächst und auch immer wieder neue Geschäftsräume an wiederholt wechselnden Standorten beansprucht. Kam die Finma im Jahr 2009 noch mit 333 Vollzeitstellen und einem Budget von 84,8 Millionen Franken aus, so waren es 2015 bereits 481 Vollzeitstellen bei Ausgaben von 123,6 Millionen Franken. Viel gravierender sind jedoch die versteckten Kosten, welche die Finma-Tätigkeiten verursachen. Es handelt sich nämlich um eine Verwaltungsstelle mit viel Spielraum, die in Eigenregie weitreichende Entscheidungen und einschneidende Massnahmen treffen kann. Das kann Unternehmen und Konsumenten pro Jahr Kosten in Milliardenhöhe aufbürden, die möglicherweise nicht nötig wären.

Sehr hohe Sicherheitsmargen

Zwischen der Versicherungsbranche und der Finma läuft seit langem die Diskussion über die «richtige» Ausstattung der Versicherer mit Eigenkapital. Der 2011 eingeführte Schweizer Solvenztest (SST) schreibt vor, dass ein Versicherungsunternehmen so viel risikotragendes Kapital haben muss, dass es allen absehbaren finanziellen Verpflichtungen nachkommen kann, dass es also alle, die von der Firma irgendwann Geld zugute haben, auszahlen kann. Da all diese Zahlen mit Unwägbarkeiten, mit Risiken behaftet sind, lassen sie sich



Verwaltungsstelle mit viel Spielraum: Finma-Chef Mark Branson.

nicht exakt bestimmen – ein Grund, weshalb man mit Sicherheitsmargen arbeiten muss. Vor allem über das Ausmass der Sicherheitsmargen gehen die Meinungen von Finma und Versicherern auseinander. Die Finma will sehr hohe Sicherheitsmargen, die Versicherer halten das für übertrieben und für zu kostspielig.

Sie weisen darauf hin, dass die Konkurrenten in der EU gemäss der EU-Vorgabe Solvabilität II und damit viel weniger streng reguliert werden. Eigentlich gelten der hiesige SST und die Solvenz II der EU als gleichbedeutend, sie wurden gleich aufgebaut, aber seither wurde der EU-Ansatz «weicher» in dem Sinne, dass weniger Kapital verlangt wird, während der Schweizer Ansatz «härter» wurde, unter anderem, weil die niedrigen Schweizer Zinsen die Modelle der Finma prägten. Laut einer Studie der Universität St. Gallen (HSG) müssen Schweizer Versicherer, vor allem Lebensversicherer heute für das gleiche Geschäft andert- bis zweimal so viel Kapital unterlegen wie die EU-Konkurrenten.

Der «Swiss Finish» in der Regulierung läuft darauf hinaus, dass dieser sozusagen eine Verdoppelung des Kapitaleinsatzes verlangt. Und offenbar hat er einen stolzen Preis. Nach Angaben des Swiss-Life-Konzerns, der vor allem im Geschäft mit Lebensversicherungen und mit der zweiten Säule tätig ist, kostet die hohe

Sicherheitsmarge 500 bis 1000 Franken pro Jahr und Versicherten. So viel höher wären nämlich die Erträge, wenn weniger Kapital gebunden wäre, wenn man mehr in Aktien inves-

Kam die Finma 2009 noch mit 333 Vollzeitstellen aus, waren es 2015 bereits 481 Vollzeitstellen.

tieren könnte und weniger gezwungen wäre, schlechtrentierende Staatsobligationen zu halten. Das ist mehr oder weniger das, was die Versicherten von der Finma zu spüren bekommen – auch wenn sie sich der Nähe dieser Behörde nicht bewusst sind.

Obwohl die Schweizer Vorgaben bereits vergleichsweise teuer sind, ist die Finma momentan an einer weiteren Verschärfung der Solvenzvorgaben für die Versicherer. In einem Rundschreiben vom Juli werden zahlreiche Änderungen gegenüber bisherigen Erlassen festgehalten, die auf Anfang 2017 umgesetzt werden sollen. Unter anderem soll ein Versicherer beim Berechnen seiner Solvenz so vorgehen, dass er annimmt, das Unternehmen mache keine Neugeschäfte mehr, es sei quasi ein Auslaufmodell. Die Anhörung zu diesem Schreiben unter den Interessierten ist erfolgt, wobei die Finma das Ergebnis noch nicht publiziert hat.

Es ist auch nicht so gewichtig, denn die Behörde kann in Eigenregie über die neuen Regeln entscheiden. Eine Kosten- und Nutzenanalyse, wie sie beispielsweise bei Entwürfen zu neuen Bundesgesetzen oder Verordnungen verlangt wird, muss die Finma für ihre Regeln nicht erstellen, denn ihre Rundschreiben haben strenggenommen keinen Gesetzesrang.

Aus der Bankenbranche hört man ähnliche Kritik. Auch die Banken bemängeln, dass die Eigenmittelunterlegung zu Lasten der Kunden geht, welche es beispielsweise schwieriger haben, zu Finanzierungen ihres Eigenheims zu kommen. Jedoch ist das Bankgeschäft seiner Natur nach viel riskanter als das Versicherungsgeschäft, was vielleicht die im internationalen Vergleich strenge Ausgestaltung der Eigenkapitalvorschriften eher zu rechtfertigen vermag.

Fehlende Kosten-Nutzen-Analyse

Kosten verursacht die Finma aber auch bei den Banken. Beispielsweise definiert die Branson-Behörde die Sorgfaltspflichten bei der Geldwäscherei. Laut Experten kostet die Einhaltung dieser Vorschriften die Banken und Vermögensverwalter jährlich bis zu einer Milliarde Franken (achtmal das Budget der Finma). Pro Kopf der Bevölkerung ergeben sich Kosten für das Meldewesen von bis zu 125 Franken. Zum Vergleich: Das entspricht bei anspruchlosen Bankkunden ungefähr der jährlichen Kontoführungsgebühr.

Dabei hält sich der messbare Nutzen der Meldestelle in Grenzen. Laut deren eigener Statistik standen den 2357 Verdachtsmeldungen im 2016 im zehnjährigen Mittel nur 30 Verurteilungen wegen Geldwäscherei gegenüber. «Die ordentliche Strafverfolgung bringt in absoluten Zahlen rund zehnmal so viele Verurteilun-

gen wegen Geldwäscherei», sagt der Berner Rechtsanwalt Michael Kunz, ein Fachmann für das Finanzmarktrecht. Er hat die langfristige Erfolgsquote der Verdachtsmeldungen analysiert. Für Kunz besteht das Hauptproblem in dem Meldesystem. Er bemängelt die fehlende Kosten-Nutzen-Analyse auf diesem Gebiet.

Obwohl das Meldewesen offenbar nicht sehr effizient ist, hält die Finma die Banken dazu an, noch mehr Verdachtsfälle zu melden. Das bedeutet mehr Personalaufwand und nochmals

Das Rechtspersonal in kleineren Banken macht heute nicht selten 10 Prozent der Personalkosten aus.

höhere Kosten. Geht man von Gesamtkosten für das Meldewesen von einer Milliarde aus, so wird jede «erfolgreiche» Verdachtsmeldung mit rund 3,3 Millionen Franken erkaufte. «Natürlich hat eine strenge Geldwäscherei-Politik auch abschreckende Wirkung auf potenzielle Übeltäter, aber diese ist schwer messbar», so Kunz.

Der Aufwand bei den Banken läuft jedenfalls aus dem Ruder. Vor zehn Jahren gab es noch kaum eine Bank, in welcher mehr als 5 Prozent des Personalaufwands in der Rechtsabteilung anfielen. Der Kostenanteil bei kleineren Instituten lag nach Berechnungen von Urs Birchler von der Universität Zürich damals bei rund 3,6 Prozent. Mittlerweile macht das Rechtspersonal in kleineren Instituten nicht selten 10 Prozent der Personalkosten aus. Alleine im Jahr 2015 nahmen die sogenannten Compliance-Kosten gemäss Einschätzungen der Boston Consulting Group nochmals um zehn Prozent zu. Die Finma-Bestimmungen im grenzüberschreitenden Geschäft, aber

auch, wie erwähnt, bei der Geldwäsche treiben die Regulierungskosten in Bereiche, die sich nur noch die grösseren Banken leisten können, weil sie die Kosten auf mehr Kunden verteilen können. Die wenigsten Kunden sind bereit, den juristischen Wasserkopf ihrer Bank mit vielen hundert Franken im Jahr zu alimentieren, und so ist die Kostenexplosion bei der Regulierung mitverantwortlich für das Bankensterben bei den kleineren Geldhäusern. Im Jahr 2015 ist jede zehnte Privatbank verschwunden, so der düstere Befund einer kürzlich vom Beratungsunternehmen KPMG präsentierten Studie in Zusammenarbeit mit der Universität St. Gallen. «Die Regulierung trägt dazu bei, aber auch das veränderte Kundenverhalten», sagt Christian Hintermann, Partner bei KPMG.

«Ganze Marktsegmente wegereguliert»

Kommt dazu, dass die Finma oftmals mit am Tisch sitzt, wenn neue Finanzmarktgesetze geschrieben werden. «Das derzeit im Parlament diskutierte Finanzdienstleistungs- und Finanzinstitutsgesetz [Fidleg/Finig] ist eine Finma-Geburt», sagt der emeritierte Zürcher Bankenprofessor Martin Janssen. Die Idee zu den Gesetzen sei bei der Finma entstanden, und die Behörde sei auch an der Abfassung der Regulierungskostenabschätzung beteiligt gewesen, die das Finanzdepartement noch unter Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) zuhänden des Parlaments ausgearbeitet hat. Martin Janssen, der ein Gegengutachten verfasst hat, ist überzeugt: «Das EFD hat die Kosten mindestens um den Faktor fünf zu klein gerechnet.»

Laut Janssens Einschätzung führen die neuen Bestimmungen dazu, dass die Banken für weniger vermögende Kunden keine Anlageberatung mehr anbieten werden. «Damit reguliert man ganze Marktsegmente einfach weg.» Laut Janssen liegt das Problem beim «Selbstverständnis der Finma». Die Behörde habe keine marktwirtschaftliche Sicht auf den Finanzsektor, sondern eine rein verwaltungstechnische. «Ein Bewusstsein für die von ihr verursachten volkswirtschaftlichen Kosten fehlt weitgehend», so Janssen. Nach seiner Vorstellung müsste die Finma in erster Linie dafür sorgen, dass der Wettbewerb spielt und Transparenz gewährleistet ist. Die detaillierte Verhaltensregelung einzelner Akteure dürfe nur das letzte Mittel sein.

Die Finma hat so viele Kompetenzen und einen derart grossen Entscheidungsspielraum, dass man sagen muss: Die Finma ist eine mächtige Einrichtung zum Schutz der Finanzmärkte und ihrer Funktionen, zur Überwachung der Banken, Versicherungen und Finanzfirmen vielfältigster Art – aber wer überwacht die Finma? Die einzige Lösung besteht in der Verschiebung von einigen Finma-Kompetenzen hin zum Bundesrat – etwas, was die Versicherungswirtschaft zurzeit diskutiert. ○



«Ein Bewusstsein für die Kosten fehlt weitgehend»: Bankenprofessor Janssen.

Scharia, mitten unter uns

Vier Jahre lang hat die Berner Politologin Elham Manea britische Scharia-Räte untersucht. Ihr Bericht hat in Grossbritannien hohe Wellen geworfen. Für die Schweiz fordert die gebürtige Jemenitin: «Wir dürfen keine Sonderregelungen für Muslime zulassen!» *Von Rico Bandle (Text) und Thomas Buchwalder (Bild)*



«Auch ich habe Angst. Umso mehr müssen wir kämpfen»: Politologin Manea.

Noch immer wirkt sie aufgebracht, wenn sie davon erzählt. Elham Manea hat in ihrer Forschungsarbeit über britische Scharia-Räte mit mehreren Imamen und Scheichs gesprochen, die mit staatlichem Segen als Schlichter auftreten. Manea schaffte es, das Vertrauen der Gottesdiener zu gewinnen; in stundenlangen Gesprächen erzählten sie, was der Öffentlichkeit sonst verborgen bleibt. «Sie finden zum Beispiel, dass ein Mädchen ab dem Einsetzen der Periode vom Vater verheiratet werden dürfe», sagt sie. «Und sie wenden diese Scharia-Gesetze auch an! Gesetze, die zwischen dem siebten und zehnten Jahrhundert ihre Gültigkeit hatten!»

Wir sitzen am Esstisch ihrer Berner Wohnung, direkt an der Aare gelegen. Seit 22 Jahren lebt Elham Manea mit ihrem Schweizer Mann an derselben Strasse. «Hier kennt man sich, es ist eine sehr schöne Gemeinschaft, auch für die Kinder», sagt sie, deren Tochter das Gymnasium besucht. Manea ist in Ägypten geboren, als Tochter jemenitischer Diplomaten hat sie schon früh die Welt bereist, sowohl die muslimische als auch die westliche. Ihren Schweizer Mann lernte sie während des Studiums in Washington D.C. kennen, mit ihm ist sie nach Bern gezogen. Die Eltern hätten nichts gegen die Ehe gehabt. «Sie waren nur traurig, dass ich so weit von ihnen weg bin», sagt sie, die seit 2011 als Privatdozentin an der Universität Zürich tätig ist.

Manea ist eine Muslimin aus einer privilegierten, modern geprägten Klasse. Das Leid, das Frauen im Namen von Tradition und Religion erfahren, hat sie dennoch von klein auf mitbekommen. Ihre Mutter war als Kind beschnitten worden. In ihrem Buch «Ich will nicht mehr schweigen» (2010) schreibt Manea über sie: «Die Erinnerung, wie ihre eigene Mutter sie mit einigen Nachbarinnen in einem Schlafzimmer zurückliess, wie diese sie festhielten, während sie schrie, wie die Hebamme ihr die äusseren Genitalien mit einer Schere abschnitt, wie es meiner Mutter gelang, dieser Hebamme einen Fusstritt zu versetzen und zu ihrer Mutter zu rennen, wobei ihr das Blut zwischen den Beinen heruntertropfte – diese Erinnerung verfolgt sie ein Leben lang.»

Es dürfte diese Erfahrung der Mutter gewesen sein, die Manea für Frauenrechte sensibilisiert hat. Dass sie aber dann den Entschluss fasste, gegen den radikalen Islam anzukämpfen, hatte einen anderen Auslöser: der 11. September 2001, der Anschlag auf das World Trade Center in New York. «Vorher nahm man mich als Jemenitin wahr, plötzlich galt ich nur noch als Muslimin, musste auch als Muslimin Auskunft geben.» Vielen Muslimen sei das ähnlich ergangen – mit fatalen Auswirkungen. «Wenn Menschen nur noch als Muslime wahrgenommen werden und nicht mehr als Kosovaren, Ägypter oder was auch immer, identifizieren sie sich selbst immer mehr mit

der Religion», sagt sie. «Dem dürfen wir nicht Vorschub leisten.»

Professor wollte religiöse Gerichte

Eine weitere wichtige Wegmarke war ein Artikel des Freiburger Professors Christian Giordano in der Zeitschrift der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus, 2008. Giordano schlug vor, der Staat solle Scharia- und andere religiöse Gerichte für Immigranten in der Schweiz anerkennen. Die kulturelle Distanz sei zu gross, als dass man diese Leute in unser Rechtssystem integrieren könne, deshalb sei in einer multikulturellen Gesellschaft der «Rechtspluralismus» ein Gebot der Zeit.

Giordanos Artikel und die zustimmenden Worte von Schweizer Muslimverbänden brachten Manea in Rage. «Diese Forderung bedeutet nichts anderes, als dass muslimische Frauen hier weniger Rechte haben sollen als alle anderen. Und das wird dann als Ausdruck von Respekt bezeichnet. Dabei ist das nichts anderes

«Das sind geschlossene Gemeinschaften, die Frauen wagen es selten, sich zu wehren.»

als Legitimation für systematische Diskriminierung!» Manea verfasste eine beherzte Replik in der *NZZ am Sonntag* («Es ist an der Zeit, dass wir uns auf unsere Werte besinnen und ohne Wenn und Aber für sie einstehen»), dann machte sie sich an ihre Forschungsarbeit in Grossbritannien, wo Scharia-Räte als anerkannte Schlichtungsstellen für Familienstreitigkeiten bereits etabliert waren.

Dank ihrer Muttersprache Arabisch und mit Hilfe von muslimischen Frauenorganisationen schaffte es Manea, in die innersten Zirkel der abgeschotteten muslimischen Parallelgesellschaft hineinzugelangen. Was sie da erfuhr, übertraf ihre schlimmsten Befürchtungen.

Die Scharia-Räte stützen sich auf die 1996 erlassene sogenannte Arbitration Act, gemäss der Schiedsgerichte bei einfacheren zivilen Streitigkeiten, meist in der Familie oder einer Gemeinschaft, als Schlichtungsstelle fungieren. Das gilt allerdings nur, wenn beide Parteien damit einverstanden sind und britisches Recht eingehalten wird. Aber – wie Manea rasch herausgefunden hat –: Diese Einschränkungen sind in der Praxis Makulatur.

In ihrem vielbeachteten Buch «Women and Shari'a Law» veröffentlichte sie Auszüge aus Gesprächen mit leitenden Scharia-Räten. Zum Beispiel mit Sheikh Suhaib Hasan vom Islamic Sharia Council in Leyton, der von zahlreichen Eheschliessungen erzählte, die er für ungültig erklärt hatte, weil dem Vater der Braut ihre Wahl nicht genehm war: «Wenn der Vater beweisen kann, dass der Bräutigam der Tochter nicht ihrem Status entspricht, oder die Mitgift nicht hoch genug ist, so können wir eine

bereits geschlossene Ehe für ungültig erklären. Das haben wir auch schon mehrmals gemacht.» Dass Mädchen mit dem Einsetzen der Pubertät verheiratet werden können, gilt in diesen Kreisen als selbstverständlich, die Mitglieder der Muslim-Räte lassen darüber keine Zweifel offen.

«Händeabschneiden ist richtig»

Zum Teil befürworteten sie gar Körperstrafen wie Handabschneiden. Sheikh Faiz-ul-Aqtab Siddiqi, Direktor des Muslim Arbitration Tribunal, erklärte Manea, man dürfe solche Strafen nicht als barbarisch oder irrelevant in einer modernen Gesellschaft einstufen. «Ich unterstütze klar die Körperstrafen, aber im richtigen sozialen Umfeld.» Auf die Frage, was er unter einem «richtigen sozialen Umfeld» verstehe, sprach Sheikh Siddiqi von einer Gesellschaft, wo Wohlstand gleichmässig verteilt und der Glaube an Allah verbreitet sei. «Dann gibt es keine Ausreden mehr, die Scharia nicht zu akzeptieren.»

Die Urteile der Scharia-Räte sind rechtlich nicht verbindlich, die Betroffenen können sich an ein ordentliches Gericht wenden, sollten sie nicht einverstanden sein. Gemäss Manea werde das aber oft nicht gemacht. «Das sind geschlossene Gemeinschaften, die Frauen wagen es selten, sich zu wehren, vor allem jene mit schlechter Bildung und schlechten Sprachkenntnissen.» Das Resultat seien Urteile, die selbst in einem streng muslimischen Land wie Pakistan keinen Bestand hätten, zum Beispiel bei Zwangshochzeiten von Minderjährigen. Zudem hätten britische Gerichte bereits zweifelhafte Urteile von Scharia-Räten gestützt.

Absurde Begegnungen mit Extremisten

Maneas Buch, vor allem die Publikation der Resultate in *The Sunday Times* Anfang dieses Jahres, hat in Grossbritannien viel Aufsehen erregt. Eine von der damaligen Innenministerin und heutigen Premierministerin Theresa May initiierte Untersuchungskommission zu den Scharia-Räten lud die Schweizerin als Expertin ein, doch Manea sagte in Absprache mit verschiedenen Frauenorganisationen ab. «Untersucht werden sollte nicht, ob es Scharia-Räte überhaupt braucht, davon ging man einfach aus. Es ging nur um die Frage, welche Kompetenzen sie haben sollen und ob sie ihre Macht missbrauchen.» Auch die Zusammensetzung der Kommission kritisiert sie: «Da waren auch Imame dabei. Dabei sind sie selbst Teil des Systems, das sie untersuchen sollten.»

Der Boykott der Frauenorganisationen fand starken Widerhall in den britischen Medien. Überhaupt beobachtet Manea, dass die Öffentlichkeit das Problem zunehmend ernst nimmt und auch darüber zu diskutieren bereit ist. «Als 2005 eine islamische Menschenrechtsaktivistin erstmals das Thema der muslimischen Parallelstrukturen ansprach, sagten



«Kuffar, kuffar, kuffar»: Ramadan in East London.

selbst Frauenrechtlerinnen: «Spinnt sie? Ist sie islamophob?» Mittlerweile gibt es eine breite Front, die sagt: «Das darf nicht sein», auch unter Muslimen regt sich Widerstand.» In letzter Zeit gab es in Grossbritannien jedes Mal heftige Proteste, wenn Universitäten oder andere Institutionen radikalen Muslimen mit geschlechtergetrennter Sitzordnung an Vorlesungen oder anderen Wünschen von ihnen entgegenkommen wollten. Oft verzichteten die Institutionen in der Folge auf die Umsetzung und entschuldigten sich gar dafür, das Anliegen überhaupt in Erwägung gezogen zu haben. «Das ist ein Fortschritt. Wir haben hart gekämpft für unsere universellen Werte, die dürfen wir nun nicht einfach aufgeben», sagt Manea.

In der Schweiz ist die Situation bei weitem nicht so schlimm wie in Grossbritannien, wo man ganze Stadtteile abgeschrieben hat. Aber aus den dort gemachten Fehlern lässt sich trotzdem lernen.

Manea nennt zwei Voraussetzungen, die es möglich gemacht haben, dass die Parallelstrukturen entstehen konnten. Einerseits war da die Regierung Thatcher, die den Staat runtergefahren hat und viele staatliche Aufgaben an Nichtregierungsorganisationen abgegeben hat, besonders an religiöse – und damit die Kontrolle verlor. Andererseits machte die Labour-Partei den Muslimen viele Zugeständnisse, weil sie auf deren Stimmen hoffte, vielleicht auch aus einer falschen Multikulti-Ideologie heraus. Mit dem Resultat, dass die Muslime in Grossbritannien einen radikaleren Islam leben, als das in den meisten muslimischen Ländern getan wird. «In Grossbritannien hört man dauernd <Kuffar, kuffar, kuffar>, also: <Ungläubige, Ungläubige, Ungläubige>. Das erinnert mich an

den islamischen Raum um 1980, als das Wort immer benutzt wurde. Aber hier? In Grossbritannien? In East London? Was ist los?»

Manea lächelt oft etwas verlegen, wenn sie von ihren Erlebnissen erzählt, als könne sie sie selbst kaum glauben. Manchmal lacht sie auch über die absurden Situationen, die sich im Umgang mit radikalen Muslimen ergeben haben. «Einem Saudi-Araber im Uno-Menschenrechtsrat, der mir den Handschlag verweigerte, klopfte ich jeweils einfach auf die Schulter, worauf wir beide gelacht haben.»

«Sonderrechte führen zu Separation, das hat man in Grossbritannien gesehen.»

Einmal sei sie in Birmingham mit einer muslimischen Frauenrechtlerin in ein Restaurant gegangen, wo die Männer unten sitzen, Frauen und Kinder einen Stock weiter oben. Sie hätten sich unten hingesetzt, der Wirt sei ganz freundlich gewesen, im Gegensatz zu den männlichen Gästen, die sie angeschaut hätten, als wären sie Schwerekriminelle. «Einer hat uns hinter unserem Rücken auf Marokkanisch übelst beschimpft – er hat wohl nicht damit gerechnet, dass ich das verstehe, ich habe vier Jahre in Marokko gelebt ...»

Mütter fürchten ihre Söhne

Auch in der Schweiz macht Manea eine schlechende Islamisierung fest, gemässigte Muslime wendeten sich vermehrt dem radikalen, von Saudi-Arabien und Kuwait geförderten Islam zu. «Ich habe kürzlich mit einer kosovarischen Frau gesprochen, die mir gesagt hat: <Wir fürchten uns vor unseren Söhnen.>> In

Grossbritannien spreche man bereits von einer «verlorenen Generation», hier sei das zum Glück nicht der Fall, das müsse unbedingt so bleiben. Manea fordert, dass Imame kontrolliert in der Schweiz ausgebildet werden und dass Geldzahlungen aus den Ölstaaten für Moscheen verboten werden.

Vor allem aber sollten wir nicht nachgeben, wenn Muslime Sonderregeln für sich beanspruchen. Sie ist für ein Kopftuchverbot an Schulen bei Kindern unter sechzehn Jahren, gegen Dispense im Schwimmunterricht oder bei Klassenlagern, und – «nach reiflicher Überlegung» – für ein Burkaverbot. «Die meisten Muslime haben kein Problem damit, klare Regeln zu akzeptieren. Wir müssen darauf bestehen, dass dies unsere gemeinsamen Werte sind, und die gelten für alle.» Ein Problem damit hätten nur die Fundamentalisten – und die seien ein gefräßiges Monster. «Gibt man ihnen etwas, haben sie immer noch mehr Hunger. Es begann mit getrennten Gebetsräumen, der Forderung nach Halal-Food, dem Recht, Handschläge zu verweigern, und so fort.» Mit Toleranz habe die Gewährung von Sonderrechten nichts zu tun: «Sie führen zu Separation, das hat man in Grossbritannien deutlich gesehen.»

Mit ihrer Haltung, so würde man meinen, steht sie in vielen Punkten den islamkritischen Rechtsausserparteien nahe, doch davon will sie nichts wissen. «Dadurch, dass man die Parallelstrukturen zugelassen, ja sogar gefördert hat, hat man die Rechtsausserparteien in Grossbritannien erst geschaffen.» Diese trügen aber nichts zur Lösung bei. «Man kann nicht ständig mit dem Hammer auf jemanden einprügeln und glauben, so bringe man ihn auf seine Seite.» Viele Muslime bei uns seien verunsichert. «Auf der einen Seite hören sie die Fundamentalisten, die vorschreiben wollen, wie die Religion zu leben sei, auf der anderen Seite die Rechtsausserpolitiker, die die Muslime ebenfalls bloss auf ihre religiöse Identität reduzieren.»

Manea ist schon mehrmals von radikalen Muslimen bedroht worden, «nie aber [von solchen] aus der Schweiz», wie sie klarstellt. Sieht man das Tempo, mit dem sich der radikale Islam in den letzten Jahrzehnten weltweit ausgebreitet hat, fällt es schwer, optimistisch zu bleiben. Manea nickt. Sie, die sonst so gesprächig ist, ist plötzlich ruhig. Dann sagt sie: «Auch ich habe Angst. Umso mehr müssen wir kämpfen.»

Elham Manea: *Women and Shari'a Law*. I. B. Tauris. 256 S., Fr. 27.90

Ich will nicht mehr schweigen. *Der Islam, der Westen und die Menschenrechte*. Herder. 208 S., Fr. 6.90 (E-Book)

Wie es uns gefällt

Der Burkini dient nicht der Versklavung der Frau, wie behauptet wird. Die Beliebtheit des Ganzkörper-Badeanzugs ist vielmehr Ausdruck eines wachsenden Selbstbewusstseins der muslimischen Frauen, die aktiv am öffentlichen Leben teilnehmen wollen. *Von Remona Aly*



Nie hätte ich gedacht, dass ein Badeanzug mit einem so bizarren Namen eine solche Panik auslösen würde. Der «Burkini», zusammengesetzt aus «Burka» und «Bikini», ist das polarisierendste Bade-Outfit, das man sich vorstellen kann. In Frankreich wurden Burkini-Verbote verhängt (und wieder annulliert), in den Medien wird aufgeregt darüber diskutiert, und von den meisten Politikern wird der Burkini rundheraus abgelehnt.

Warum aber löst dieses Kleidungsstück eine derart hitzige Debatte aus? Was ist dran an dieser unschuldigen Badebekleidung, dass sich alle Welt dermassen echauffert? Verrückt, vor dreizehn Jahren existierte dieses Wort überhaupt nicht. Der Burkini wurde 2003 von der australischen Designerin Aheda Zanetti erfunden, nachdem sie festgestellt hatte, wie eingeschränkt das Angebot an Sportkleidung für muslimische Frauen war.

Im Laufe der Jahre haben islamkonforme Bademodelfirmen ihre eigenen Versionen des Burkinis entwickelt und auf den Markt gebracht. Aber erst 2011 erregte er allgemeine Aufmerksamkeit, als Nigella Lawson, die prominente britische Fernsehköchin, an einem australischen Strand im Burkini erschien. Das sorgte für einen Aufschrei der Empörung in Teilen der britischen Medien. Man war fassunglos. Wie konnte diese Ikone der Weiblichkeit nur islamische Bademode tragen? Lawson ist in der Tat eine von vielen nichtmuslimischen Frauen, die sich für diesen nicht ganz so offenerzigen Badeanzug entschieden haben. Das britisch-muslimische Unternehmen Modestly Active, von dem Lawsons Burkini stammte, sagt, dass 35 Prozent der Kundinnen keine Musliminnen sind. Es sei einfach wichtig, «Frauen das Recht zu geben, selbst über ihren Kleidungsstil zu entscheiden».

Nun ist der Burkini praktisch schon Mainstream. Bei Marks & Spencer, dem grossen britischen Kaufhaus, wird er ganz selbstverständlich angeboten und nachgefragt. Der Burkini gehört zum wachsenden Anteil von *modest wear* in der Modebranche, die erst seit kurzem den lukrativen muslimischen Markt für sich entdeckt hat: 2019 sollen die Ausgaben für Kleidung und Schuhe in der muslimischen Welt geschätzte 484 Milliarden Dollar betragen.

Ob Dolce & Gabbana, DKNY, Mango oder Uniqlo – sie alle bieten inzwischen für Musli-

innen eigene Kollektionen an, die Züchtigkeit mit modischem Stil kombinieren. Das bringt Leute wie den französischen Modedizener Pierre Bergé in Rage, der vor einigen Monaten erklärte, dass Unternehmen, die islamische Kleidung anbieten, sich einer «Diktatur» unterwerfen und bei der «Versklavung der Frau» mitwirken. Inzwischen sind muslimische Frauen wie ich Ziel eines noch lautereren Aufschreis – aber diesmal ist es wirklich problematisch, denn das Burkini-Verbot in Cannes ging mit einer gefährlichen Terminologie ein-



So sieht eine offene, selbstbewusste Gesellschaft aus.

her. Frauen, die einen Burkini tragen, demonstrierten angeblich ihre Nähe zum Terrorismus. Für mich ist das vollkommen absurd, arrogant und erschreckend.

Dass Frauen in einem Ganzkörper-Badeanzug als Terrorsympathisantinnen betrachtet werden, ist nicht nur lächerlich und zutiefst beleidigend, es trägt auch zu einer hysterischen Jagd auf eine ganze Menschengruppe bei, was in jedem Land inakzeptabel ist, ganz besonders aber in einer westlichen Demokratie.

Die Kleidung muslimischer Frauen, ob Hidschab oder Burkini, wird immer wieder

als Symbol von Unterdrückung bezeichnet, aber viele Leute verstehen einfach nicht, dass es ebenfalls Unterdrückung ist, wenn man muslimischen Frauen das Recht abspricht, sich so zu kleiden, wie es ihnen gefällt. Wir müssen akzeptieren, dass viele moderne Musliminnen in westlichen Gesellschaften Schleier tragen und eben keinen Bikini, sondern einen Burkini.

Das Gegenteil von Freiheit

Die Beliebtheit des Burkinis ist wie das Aufkommen von *modest wear* Ausdruck eines wachsenden Selbstbewusstseins. Muslimische Frauen wollen aktiv am öffentlichen Leben teilnehmen und sich, wie alle anderen, ungehindert entfalten und ausdrücken können.

Doch das französische Burkini-Verbot heizt die ohnehin aufgeladene Atmosphäre weiter an, schafft Misstrauen, Paranoia und Angst – und genau das wollen die Extremisten. Sie wollen nicht, dass Muslime stolze Franzosen, Deutsche, Schweizer, Briten sind. Sie wollen eine polarisierte Gesellschaft, in der Muslime an den Rand gedrängt werden und sich ausgeschlossen fühlen.

Wir leben also, traurig, aber wahr, in einer Zeit, in der man Frauen das Tragen eines Burkinis ernsthaft verbieten will. Hier endet die Freiheit, und es beginnt die Heuchelei. Die Botschaft ist eindeutig: «Assimiliert euch, sonst habt ihr keinen Platz in unserer Gesellschaft.» Ein Burkini-Verbot ist das Gegenteil von Freiheit – von Gleichberechtigung, Meinungsfreiheit und der Freiheit von Frauen, selbst über ihr Leben zu bestimmen.

Ob Nonne in Ordenstracht, Muslimin im Burkini, turbantragender Sikh, orthodoxe Jüdin mit Perücke oder Bikiniträgerin – wir alle sollten die Freiheit haben, uns so zu kleiden, wie es uns gefällt. Jede Frau sollte das Recht haben, sich am Strand zu bewegen oder im Meer zu schwimmen. So sieht eine starke, offene, selbstbewusste Gesellschaft aus.

Remona Aly schreibt für den britischen *Guardian* und ist Kommunikationschefin der Exploring Islam Foundation. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Wir kennen alle Schweizer Unternehmen wie unsere Westentasche. Und sogar die ihrer CEO.

Jetzt
Apple Watch
gewinnen:
[fuw.ch/
win](http://fuw.ch/win)

Investieren Sie in Ihr Wissen.

Wer sich für wirtschaftliche Themen und Zusammenhänge und den Schweizer Finanzmarkt interessiert, findet in der FuW eine verlässliche Orientierungshilfe: mit aktuellen und fundierten Berichten sowie wertvollen Informationen, Bewertungen und Anlageempfehlungen zu den 230 kotierten Schweizer Unternehmen. Alle relevanten Firmeninformationen und -kennzahlen in Echtzeit finden sich im einmaligen FuW-Aktienführer. Nur einer von zahlreichen exklusiven Services der stärksten Wirtschaftsredaktion der Schweiz.

Assad als lachender Dritter

Noch bevor der Islamische Staat (IS) in Syrien geschlagen ist, geraten sich seine Gegner schon in die Haare. Mit dem Eingreifen der Türkei haben sich die Spannungen zwischen Kurden und Arabern noch verschärft.

Von Kurt Pelda

Viele Beobachter haben es aufgegeben, die Entwicklungen im syrischen Bürgerkriegsgebiet zu analysieren. Zu chaotisch sei der Konflikt, es gebe zu viele verschiedene Kampfgruppen, Milizen, Söldnerverbände und Dschihadisten. Dabei ist das Chaos nicht zuletzt eine Folge des Stellvertreterkriegs, den Regionalmächte wie Saudi-Arabien und der Iran in Syrien austragen. Der Iran steht auf der Seite der alevitisch-schiitischen Minderheit, die das Regime von Präsident Assad unterstützt, während Saudi-Arabien Rebellen Gruppen der sunnitischen Mehrheit unter die Arme greift. Hinzu kommen die Türkei und Katar, die meist andere Rebellenverbände alimentieren als Saudi-Arabien.

Wettstreit um IS-Territorium

Das alles trägt zur Zersplitterung der Opposition bei. Eine grosse Ausnahme sind die syrischen Kurden, die im Norden an der Grenze zur Türkei leben und vor dem Krieg etwa zehn Prozent der Bevölkerung stellten. Obwohl es auch unter den Kurden verschiedene Parteien und Ideologien gibt, hat sich mit der türkisch-kurdischen Arbeiterpartei PKK beziehungsweise deren syrischer Filiale PYD eine autoritäre Kraft durchgesetzt, die ideologisierten Gruppen wie dem Islamischen Staat (IS) oder der syrischen al-Qaida eine ebenso starke Ideologie entgegensetzen kann. Es ist der Führerkult um den in der Türkei inhaftierten PKK-Gründer Abdullah Öcalan.

Die kurdischen Milizen mit ihrem zentralen Kommando, diszipliniert und gut ausgebildet, drängen den IS mit amerikanischer Luftunterstützung seit eineinhalb Jahren kontinuierlich zurück. Selten erwähnt wird, dass sich ihnen auch eine ganze Reihe arabischer Kampfgruppen als Alliierte angeschlossen hat, unter ihnen auch Einheiten der oppositionellen Freien Syrischen Armee (FSA). Dennoch werfen sowohl arabische Rebellen als auch regimetreue Araber den Kurden Chauvinismus vor – nachdem Araber die Kurden jahrzehntelang unterdrückt haben.

Ziel der PYD ist es, ihre Gebiete im Nordosten mit der kurdisch dominierten Enklave Afrin im Nordwesten zu verbinden, doch dafür muss sie die überwiegend von Arabern und Turkmenen besiedelten Gebiete zwischen dem Euphrat und Afrin unter ihre Kontrolle bringen. Das wiederum will die Türkei um jeden Preis verhindern, denn sie fürchtet einen faktisch unabhängigen Kurdenstaat an ihrer Südgrenze wie



Riskantes Manöver: Milizen nach dem Sieg bei Menbidsch.

der Teufel das Weihwasser. Mit der Eroberung der nordsyrischen Stadt Menbidsch durch eine Allianz aus kurdischen und arabischen Milizen sind die Kurden dem Traum von einem zusammenhängenden Gebilde, der Verbindung mit der Enklave Afrin, einen grossen Schritt näher gerückt. Angeblich haben die Kurden ihren amerikanischen Verbündeten zugesagt, sich nach dem Sieg bei Menbidsch wieder auf das Ostufer des Euphrats zurückzuziehen. Doch am Ende waren das nur leere Worte.

Konsternation in Washington

Als Reaktion stellte die Türkei eine Allianz aus arabischen und turkmenischen Rebellen Gruppen zusammen – unter Ausschluss dschihadistischer Gruppen wie al-Qaida oder Ahrar al-Sham – und rückte mit Panzern westlich des Euphrats in Syrien ein. Das ist genau das Gebiet, das eigentlich die Kurden für sich beanspruchen. Der IS zog sich rasch zurück – und kalkulierte dabei richtig, dass sich seine Gegner schnell gegenseitig in die Haare geraten würden. Inzwischen kämpft die von den USA unterstützte Allianz aus Türken und syrischen Rebellen gegen die ebenfalls mit Washington verbündete kurdisch-arabische Allianz unter der Führung der PYD. Das Chaos ist perfekt, und die Amerikaner sind – gelinde ausgedrückt – konsterniert.

Schon seit langem liebäugelt Ankara mit einer «Sicherheitszone» auf der syrischen Seite der Grenze, also in jenen Gebieten westlich des Euphrats, die heute noch vom IS beherrscht werden. Dort will man eine kurdische Präsenz verhindern und syrische Flüchtlinge ansiedeln. Ohne das stillschweigende Einverständnis Russlands hätte der türkische Präsident Erdogan eine Intervention wohl nie gewagt, doch mit der vorsichtigen Annäherung zwischen Erdogan und dem russischen Präsidenten Putin hat sich da offenbar einiges geändert. Ausserdem hatten die türkischen Generäle vor dem versuchten Militärputsch gegen Erdogan immer vor einem Marsch in den syrischen Sumpf gewarnt. Nach der Säuberung des Offizierskorps will die Armee nun ihre Loyalität zur demokratisch legitimierten Regierung unter Beweis stellen. Das erklärt den abrupten Meinungsumschwung innerhalb der Streitkräfte. Doch die kurdische PYD will ihre harterkämpften Positionen westlich des Euphrats nicht aufgeben. Ihre Truppen haben von Afrin aus, also von Westen, eine Offensive gegen den IS gestartet, um doch noch den Schulterschluss mit ihren Kampfgefährten in Menbidsch zu schaffen – ein angesichts der türkischen Invasion riskantes Manöver. Vom Streit zwischen Kurden, Anti-Assad-Rebellen und der Türkei profitiert vor allem eine Kriegspartei: das Regime in Damaskus. ○



Lebendpreise für einen ganzen Zoo: Matthias Glarner (r.) mit Eltern und Geschwistern, um 2001.



Der härteste Konkurrent

Von Thomas Renggli

Hoch lebe der König! Seit Sonntag, 16.56 Uhr hat die demokratische Schweiz einen neuen Monarchen: Matthias Glarner, 30-jährig, studierter Sportwissenschaftler aus Meiringen. Ein Schrank von einem Mann, aber die Ruhe in Person. Als er nach 13:30 Minuten im Schlussgang seinen jugendlichen Kontrahenten Armon Orlik ins Sägemehl spedierte, tröstet er zunächst den Verlierer. Dann wird er von seinen Schwingerkameraden geschultert und hebt zum Jubel den Finger. Ein majestätisches Zeichen.

Glarner ist Berner Oberländer. Und eigentlich hätte er Fussballer werden sollen wie sein Bruder Stefan, 28, der mit dem FC Thun am Sonntag gegen Basel 0:3 unterginge und wie die Schwester Katrin, 23, die 2009 mit Rot-Schwarz Thun den Schweizer Cup gewann. Als Goalie des SV Meiringen überzeugte Matthias bei den Junioren und schaffte es bis in die Auswahl Berner Oberland Ost. Im Alter von fünfzehn tauschte er die Handschuhe gegen die Zwilchhosen. «Im Fussball wäre ich kaum über die 3. Liga hinausgekommen», sagt er.

Fast ein Tabubruch

Dass der Entscheid richtig war, ist unübersehbar. Eine imposante Sammlung Glocken und Treicheln hängt an der Decke im Obergeschoss in seinem Elternhaus in Meiringen. Lebendpreise für einen ganzen Zoo habe er schon gewonnen, sagt Matthias. Doch er liess sie immer beim Besitzer und entschied sich für den Geldwert – so auch am Eidgenössischen. Anstelle des Siegermunis nimmt er 30 000 Franken aus Estavayer nach Hause.

Die Frau, die einen entscheidenden Einfluss auf die Sportkarriere des neuen Schwingerkönigs hatte, sitzt hoch oben auf der Tribüne: Mutter Heidi Glarner. Sie gehörte einst zu den ersten Frauen im Berner Oberland, die ernsthaft dem Ball nachjagten – zuerst an Grümpelturnieren, später beim FC Rot-Schwarz Thun. «Damals war das fast ein Tabubruch», sagt sie lachend.

Für Matthias Glarner ist klar: «Die technischen Qualitäten haben wir von der Mutter geerbt, den Kampfgeist vom Vater.» Allerdings liegt der Verdacht nahe, dass auch das Sägemehl-Gen von mütterlicher Seite kommt. Heidi stammt aus der Schwingerdynastie Anderegg. Zu den härtesten Konkurrenten von Matthias Glarner zählt dessen Cousin Simon Anderegg. Am Sonntag ist freilich auch diese Rivalität ausgeblendet. Anderegg stürmt nach dem Schlussgang über den ganzen Festplatz, um Matthias zu gratulieren. Was gibt es Schöneres, als den König in der eigenen Familie zu wissen?

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Alex Capus:** Das Leben ist gut (*Hanser*)
- 2 (5) **Henning Mankell:**
Die schwedischen Gummistiefel (*Zsolnay*)
- 3 (-) **Elena Ferrante:**
Meine geniale Freundin (*Suhrkamp*)
- 4 (-) **Lukas Hartmann:**
Ein passender Mieter (*Diogenes*)
- 5 (3) **Jojo Moyes:**
Ein ganz neues Leben (*Wunderlich*)
- 6 (2) **Jean-Luc Bannalec:** Bretonische Flut
(*Kiepenheuer & Witsch*)
- 7 (4) **Michael Theurillat:** Wetterschmöcker
(*Ullstein*)
- 8 (9) **Jan-Philipp Sendker:** Am anderen
Ende der Nacht (*Blessing*)
- 9 (8) **Hazel Brugger:**
Ich bin so hübsch (*Kein & Aber*)
- 10 (7) **Guillaume Musso:** Vierundzwanzig
Stunden (*Pendo*)

Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (10) **Duden – Die deutsche Rechtschreibung**
(*Duden*)
- 3 (5) **Alexandra Reinwarth:** Am Arsch
vorbei geht auch ein Weg (*MVG*)
- 4 (4) **Natascha Kampusch:** 10 Jahre Freiheit
(*List*)
- 5 (-) **Glück ist Leben** (*Riverfield*)
- 6 (7) **Silvia Aeschbach:** Älterwerden
für Anfängerinnen (*Wörterseh*)
- 7 (9) **A. Janssen-Schadwill, V. Sobota, M. Hees:**
Trick 17 – Handarbeiten (*Frech*)
- 8 (2) **Jamie Oliver:** Genial gesund
(*Dorling Kindersley*)
- 9 (3) **Nadia Damaso:** Eat Better Not Less (*Fona*)
- 10 (-) **Peter Wohlleben:**
Das geheime Leben der Bäume (*Ludwig*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Skandal

Vielleicht langweilen sich Musik- und Theaterkritiker mit den Jahren, wenn sie fast jeden Abend eine Vorstellung besuchen müssen. Jedenfalls entwickeln einige von ihnen eine eigenartige Empörungsgier. Der Skandal lauert überall. Diese Woche ist ein Journalist der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* fündig geworden: Er berichtet von einer «Attacke», von mehrfachem «Schock», von einem «Einbruch des Nationalismus», von fehlender «Zivilcourage». Sichtlich aufgebracht fragt er: «Gab unser Schweigen ihm nicht recht?» Was war passiert? Ein Überfall? Mord? Nein. Ein offenbar geistig verirrter Zuschauer rief während eines Konzerts an der Schubertiade in Hohenems einem britischen Sänger zu: «Deutsch lernen!» Das war es dann schon. Der nächste Skandal kann kommen. (rb)

Autoren

«Islam? Ich bleibe optimistisch!»

In seinem furiosen Roman «Geronimo» zweifelt Leon de Winter die offizielle Version des Todes von Osama Bin Laden an. Hier sagt er, weshalb er der US-Verlautbarung misstraut und der Westen im Krieg gegen den Islamismus gute Karten hat. *Von Rico Bandle*

Wenn Leon de Winter das Wort ergreift, dann geht es immer um alles: Weltpolitik, Religionskonflikte, Liebe. Sein neuestes Buch «Geronimo» ist ein Thriller in James-Bond-Manier, ständig wechseln die Schauplätze, am Ende geht es um nichts weniger als die Rettung der Welt. Der Roman handelt vordergründig vom Tod Osama Bin Ladens, ist aber in erster Linie eine Zeitanalyse: über die Unsicherheit des Westens, den Terrorismus, die Ausbreitung des radikalen Islam.

De Winter ist nicht nur ein erfolgreicher Romancier, sondern auch ein gewiefter und engagierter Debattierer, der in Interviews und politischen Essays kein Blatt vor den Mund nimmt. Aus Termingründen klappt ein persönliches Treffen diesmal leider nicht, das Gespräch findet per Skype statt. Der Schriftsteller erscheint mit seiner Wuschelfrisur am Bildschirm, wandelt durch seine Amsterdamer Wohnung, holt noch etwas in der Küche, spricht dabei unablässig. «Das ist das Schöne an Skype, dass man

«Was machen wir Schriftsteller? Variationen der Wirklichkeit.»

reden und gleichzeitig weitermachen kann mit lustigen Sachen», sagt er, um sich dann doch in seinem Arbeitszimmer hinzusetzen.

Herr de Winter, ist Osama Bin Laden nun tot oder nicht?

Naja, wie Sie in meinem Buch gelesen haben, ist es unwahrscheinlich, dass er den Angriff am Ende überlebt hat...

In Ihrem Buch stirbt Bin Laden nicht durch die Kugeln der Amerikaner, sondern gelangt auf eine geheimnisvolle Odyssee. Auch wenn Sie das als Fiktion deklarieren, so gehe ich davon aus, dass Sie der offiziellen Version von Bin Ladens Tötung durch eine US-Spezialeinheit am 2. Mai 2011 nicht trauen.

Nach intensiver Recherche bin ich mittlerweile überzeugt, dass das offizielle Narrativ, wie die «Operation Neptune's Spear» abgelaufen sein soll, nicht stimmt. Man kann sich schlicht nicht vorstellen, dass die 24 Kämpfer der Spezialeinheit Navy Seal Team 6 – das sind die besten Kämpfer, die die Welt je gehabt hat – nicht fähig gewesen sein sollten, einen kranken Mann festzunehmen, ohne

ihn zu töten. Bin Laden war kein Kämpfer, konnte kaum mit Waffen umgehen und befand sich in einem Haus, das die Amerikaner genau kannten: Die CIA hatte zwei Kopien des Bin-Laden-Hauses nachgebaut und den Übergriff monatelang geübt. Auch wer alles im Haus war, wusste man: niemand, der hätte gefährlich werden können. Diese ganze Geschichte ist nicht fassbar.

Vielleicht wollten die USA Bin Laden einfach tot haben.

Vor meiner Recherche glaubte ich ja auch die offizielle Geschichte. Bis ich ein Jahr nach dem Vorfall jemandem begegnete, der viele Jahre bei der Delta Force [US-Spezialeinheit zur Terrorismusbekämpfung] tätig gewesen war. Wir redeten über die «Operation Neptune's Spear», da lachte er und sagte: «Aber Sie glauben doch nicht die offizielle Geschichte?» Natürlich glaubte ich der offiziellen Verlautbarung; ich gehe davon aus, dass unsere Autoritäten und Politiker uns die Wahrheit sagen! Er aber sagte, dass es ganz anders verlaufen sei, wollte aber nicht mehr darüber berichten. Das hat mich neugierig gemacht, und ich habe angefangen, darüber zu lesen.

Was zum Beispiel?

Die Bücher der Augenzeugen, also der Mitglieder des Navy Seal Team 6, die die Operation durchgeführt haben. Die Berichte enthalten eklatante Widersprüche. Alle haben eine andere Geschichte geschrieben! Es gab noch andere Dinge, die ich merkwürdig fand. Bin Laden war der Meister der Tunnelbauer in Afghanistan. Sein Tunnelsystem war ein entscheidender Faktor im Krieg gegen die Sowjets gewesen. Durch einen Tunnel konnte er auch den Amerikanern entkommen, als sie ihm nach 9/11 dicht auf den Fersen waren. Der Tunnel rettete sein Leben! Dieser Mann soll dann in seinem Haus in Pakistan keinen geheimen Tunnelzugang gebaut haben? Dafür war Bin Laden doch zu intelligent. Bin Laden war nicht zu unterschätzen. Er hatte ganz bestimmt einen Fluchtplan.

Sie sind bekannt dafür, in Ihren Romanen reale Personen oder Ereignisse in eine fiktionale Geschichte zu verweben, oft geschieht dies auf eine spielerische Art und Weise. In diesem Fall kann man aber durchaus auf den Gedanken kommen: «Hat sich de Winter nun unter die Verschwörungstheoretiker gemischt?»



«Wollen die Muslime an den Vorzügen der Neuzeit teilhaben oder nicht?» Leon de Winter.

Fast alle Romane sind Verschwörungstheorien! Was machen wir Schriftsteller? Variationen der Wirklichkeit. Hier habe ich eine ziemlich radikale Variation entwickelt, das ist schon so. Vielleicht haben meine Skepsis gegenüber der offiziellen Geschichte und das schwindende Vertrauen gegenüber den Behörden auch mit Wikileaks zu tun. Ich bin ja klar der Meinung, dass ein Staat Geheimnisse haben muss, dass nicht alles an die Öffentlichkeit gehört, gerade wenn es um Themen wie Staatsschutz geht. Wir leben leider in einer Welt mit Feinden. Wikileaks hat aber nicht nur Geheimnisse offengelegt, was ich nicht richtig finde, sondern gezeigt, dass wir bewusst angelogen werden. Man muss kein Verschwörungstheoretiker sein, um festzu-

stellen, dass es nicht die Aufgabe von Politikern ist, mit Lügen zu manipulieren. Wenn Politiker etwas nicht erzählen wollen, sollen sie schweigen, ansonsten müssen sie die Wahrheit sagen. Im Fall Bin Ladens bin ich überzeugt, dass uns nicht die Wahrheit gesagt wird. **Weshalb hätte die CIA Bin Laden nicht töten sollen?**

Es wäre von unglaublicher Symbolik gewesen, ihn als Gefangenen vorzeigen zu können. In der arabischen Schamkultur hätte das eine Erniedrigung mit enormer psychologischer Wirkung auf seine Anhänger bedeutet. Die Gefahr, dass er noch mehr zum Helden geworden wäre, war nicht da. Aber nein, man hat ihn ohne Not erschossen und seine Leiche nach einigen Gebeten aus

einem Flugzeugträger im Pazifischen Ozean versenkt. Innerhalb von 24 Stunden war alles erledigt. Natürlich nicht! Irgendwann wird die Wahrheit ans Licht kommen, vielleicht in hundert Jahren, wenn die Archive geöffnet werden ...

Wer das Buch noch lesen und sich die Spannung erhalten möchte, sollte diese Frage nun überspringen, denn es geht um eine überraschende Provokation, die Sie eingebaut haben: Auf einem USB-Stick hat Bin Laden ein Video, das den jungen Barack Obama beim muslimischen Gebet zeigt. Deshalb, so wird suggeriert, gibt Obama den Befehl, Bin Laden auf jeden Fall zu töten.

Bin Laden denkt im Buch, dass er ein Geheimnis besitzt, mit dem er Obama erpres-

sen kann. Auch das ist nicht gänzlich erfunden. Es gibt tatsächlich eine sehr mysteriöse Reise des jungen Barack Obama mit einem pakistanischen Studentenfreund nach Pakistan. Einige Wochen hat er da verbracht. Wir wissen nichts über diese Reise, Obama hat sich nie darüber geäußert. Eine solche Lücke bietet sich natürlich für eine literarische Verarbeitung geradezu an.

Eine zentrale Figur im Roman ist das Mädchen Apana, quasi eine Heilige, die dem Islam treu bleibt, obschon Taliban ihr im Namen der Religion Hände und Ohren abhacken und sie von Christen aufgenommen wird. Wollen Sie damit sagen, es gibt Hoffnung in Sachen Islam?

Wir sollten nicht den Fehler machen, die islamische Welt als monolithische Zivilisation wahrzunehmen. Ich kenne einige Leute in den Niederlanden, die sich als Muslime bezeichnen und trotzdem offen, modern und liberal sind. Und es gab in der Geschichte auch Epochen, in denen der Islam als sanfter erlebt worden ist. Das Problem im Islam ist nicht der Koran mit seinen äusserst gewalttätigen Stellen, sondern, wie man diese in gültige Gesetze umwandelt – also die Scharia. Es wird in Zukunft entscheidend sein, dass man im Islam das Gewicht der Scharia mit ihren drakonischen Strafen für gewisse Verhaltensweisen begrenzen kann. In der jüdischen Thora gibt es ähnliche gewalttätige Stellen wie im Koran, doch man interpretiert sie heute anders. Das ist auch im Islam möglich, viele Muslime auf der Welt zeigen das vor und sind fähig, den Reichtum des modernen Lebens zu umarmen! Bei der Figur Apana ist das Einfallsstor dazu unsere klassische Musik.

Im Buch gibt es aber auch weniger optimistische Stellen. So sagt die Hauptperson Tim: «Ich muss mich daran gewöhnen, [...], ich muss mich wirklich daran gewöhnen. Es ist Krieg. Immer.»

Leider stimmt das im Moment. Und es wird immer schlimmer mit dem Terror, weil wir nicht imstande waren, die Konflikte geografisch zu begrenzen. Ein Ende ist nicht absehbar. Trotzdem bleibe ich optimistisch.

Woher nehmen Sie diese Zuversicht?

Wir spüren noch immer die Folgen des Einsturzes des Osmanischen Reichs, des Kalifats. Anfang des 19. Jahrhunderts begann das Osmanische Reich zu implodieren. Noch 200 Jahre später sehen wir, wie diese grosse Zivilisation stirbt. Präsident Erdogan versucht verzweifelt, den Untergang aufzuhalten; doch gegen die moderne Welt anzukämpfen, ist hoffnungslos. Der Islam muss sich neu definieren, weil ein Kalifat keine Antwort liefert, das sehen wir auch beim IS. Die Grundlage des Islam ist bereits

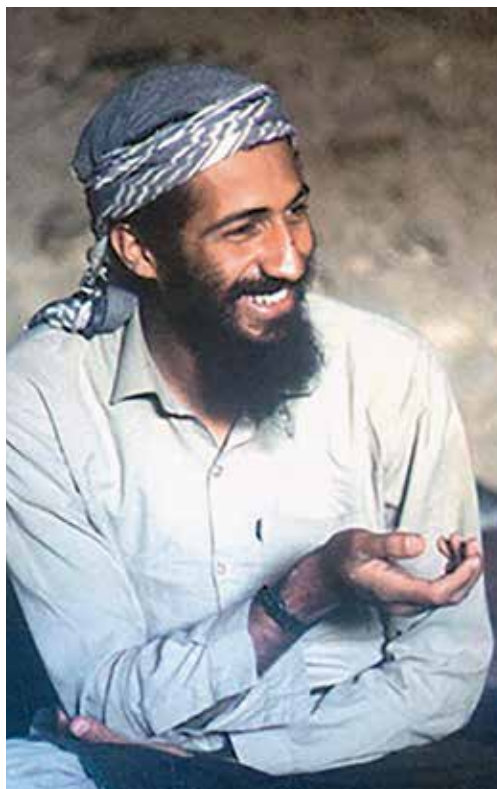
seit der Industrialisierung schwer beschädigt und hätte eine Erneuerung nötig. Das ist das, was wir heute erleben.

Man würde meinen, die Aussicht auf die Annehmlichkeiten des westlichen Lebens sei Anreiz genug, die Reformen in der Religion durchzuziehen. Stattdessen erleben wir das Gegenteil: Selbst bei Muslimen in Europa spielt die traditionelle Auslegung der Religion eine wachsende Rolle.

Es findet ein Rückschritt statt. Man muss es deutlich sagen: Wenn es nicht gelingt, den Koran so auszulegen, dass er mit den Werten der freien Welt kompatibel ist, so ist man verurteilt zur Rückkehr in ein Zeitalter der Dunkelheit. Es würde auch das Ende einer grossen Zivilisation bedeuten, das darf man nicht vergessen, denn die muslimische Welt hat zweifellos auch Grosses hervorgebracht.

Sie stammen aus einer orthodoxen jüdischen Familie, haben sich von einer orthodoxen Lebensweise losgesagt. Wie haben Sie die Loslösung von einem sehr traditionellen, strengreligiösen Umfeld erlebt?

Die Verhältnisse bei uns waren kompliziert: Mein Vater war sehr religiös, meine Mutter überhaupt nicht. Sie sagte immer: «Ich stehe im Krieg mit Gott.» Sie machte Gott für den Holocaust verantwortlich, betrachtete ihn als Gegner, als Feind. «Ein Gott, der so etwas zugelassen hat, ist eigentlich ein Teufel», fand sie. Auf ihre Art war sie revolutionär, ja anarchisch. Aber um zum Thema zu kommen: Man wird nicht getötet, wenn man als orthodoxer Jude seinen Glauben aufgibt. Das ist ein entscheidender Unterschied zum radikalen Islam. Aus gewissen Gemeinschaften



«Bin Laden hatte ganz bestimmt einen Fluchtplan.»

ten oder Familien wird man verstossen, aber nicht getötet. Vor 2000 Jahren wäre das noch anders gewesen, doch nach der Zerschlagung des Tempeljudentums durch die Römer mussten sich die Juden neu definieren. Genauso wie sich die Muslime nach dem Ende des Osmanischen Reichs 1922, also des Kalifats, hätten neu definieren müssen. Man hat im Nahen Osten vieles versucht, die Nationalstaaten eingeführt, den Kommunismus, Diktaturen – alles hat man ausprobiert, nichts hat funktioniert.

Was ist die Lösung, falls es überhaupt eine gibt?

Die Veränderung muss von den Muslimen aus kommen. Wir sind nur Zeugen von Vorgängen, die welthistorische Bedeutung haben: Entweder die Muslime schaffen es, ihre grossartige Zivilisation zu retten, oder sie lassen sie zugrunde gehen. Dabei geht es um die Frage: Wollen die Muslime und die Araber an den Vorzügen der Neuzeit teilhaben oder nicht? Es gibt in Europa moderne muslimische Denker, die das genauso sehen, aber ihre Botschaft erfährt noch keine Breitenwirkung.

Der Islam kommt immer mehr zu uns, auch durch die Flüchtlingsströme, da können wir doch nicht einfach nur warten und darauf hoffen, dass sich der Islam reformiert!

Wir können nicht viel mehr machen als zuschauen, Grenzen setzen, uns verteidigen. Wir müssen den Einwanderern gegenüber eine deutliche Sprache sprechen – das ist das, was die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel vermissen lässt. Das muss ich aber etwas genauer ausführen. Darf ich Englisch sprechen? Das fällt mir leichter.

Ja, natürlich. (De Winter fährt auf Englisch fort)

Unseren westlichen Lebensstil, unsere moderne Zivilisation, das alles erhielten wir nicht einfach geschenkt, sondern sie ist das Ergebnis einer jahrhundertlangen Entwicklung. Mein enger Freund Henryk M. Broder hat einmal bei einer Lesung sein iPhone in die Höhe gehalten und das Publikum gefragt: «Was seht ihr da?» Die Leute dachten: «Ein iPhone.» Er aber sagte: «Das ist das Resultat von 500 Jahren freiem Denken.» Wenn Leute

«Die freie Welt wird gezwungen sein, Aspekte des Überlebenskampfes von Israel zu übernehmen.»

aus anderen Kulturkreisen in den Westen kommen und sehen, wie wir unsere Städte organisiert haben, wie wir versuchen, alle Leute vor dem Gesetz gleich zu behandeln, wie unsere Schulen funktionieren, wie grossartig die Forschung an unseren Universitäten und in Unternehmungen ist, wie die staatlichen Institutionen für die Bürger da sind, so müssen wir ihnen klarmachen: «Das

alles basiert auf freiheitlichen Werten und einer freiheitlichen Kultur. Wir haben das nicht vom Rest der Welt geklaut, es ist auch nicht ein Zufall. Das alles ist gewachsen in der westlichen Kultur. Wenn du an dem fantastischen Abenteuer der westlichen Welt teilnehmen willst, so musst du auch dessen Werte umarmen!» Diesbezüglich müssen wir ganz deutlich sein. Wir sind das aber nicht, nicht genug zumindest.

Weshalb haben wir dermassen Mühe, Klartext zu reden, unsere Werte zu verteidigen?

Das liegt am Wahnsinn der Kulturrelativierung. Und daran, dass wir uns schämen für unsere kolonialistische Vergangenheit, für den Zweiten Weltkrieg, den Holocaust und auch dafür, dass wir eine überlegene Kultur geschaffen haben. Trotz all den Gräueltaten, die wir verursacht haben, ist unsere westliche Welt den anderen Kulturen überlegen, das ist die Wahrheit. Man soll die Gräueltaten nicht verleugnen oder verdrängen. Jede Zivilisation in der Menschheitsgeschichte hat Gräueltaten begangen – das ist aber kein Grund, unsere Werte nicht mit aller Kraft zu verteidigen.

Sie stimmen ein begeistertes, ja euphorisches Loblied auf unsere Gesellschaft an, so etwas hört man nicht mehr oft.

Trotz all der schlechten Nachrichten: Nie in der Menschheitsgeschichte war das Leben so sicher wie heute bei uns, waren die Leute so gesund, so gut gebildet, so frei. Wir sollten stolz auf diese Errungenschaften sein und den Leuten, die bei uns leben wollen, beibringen, dass sie nicht Teil unserer Gesellschaft werden können, wenn sie unsere freiheitlichen Werte nicht annehmen. Das ist der Kern der Sache.

Kommen wir zum Schluss noch einmal auf Ihr Buch zu sprechen. Am Ende rettet Israel die Welt ...

(Lacht) Ja, natürlich. Welches andere Land hätte das machen können? Ist doch wahr!

Ernsthaft: Ist die Art, wie Israel mit der ständigen terroristischen Bedrohung umgeht, bald einmal Vorbild für Europa?

Was Israel macht, ist eine tragische Notwendigkeit, das ist nicht selbst gewählt. Diese Kontraste, diese Verrücktheit, diese Konflikte, wie wir sie in Israel erleben: Das hat sich in letzter Zeit noch zugespitzt. Die freie Welt wird tatsächlich gezwungen sein, einzelne Aspekte des Überlebenskampfes von Israel zu übernehmen.



Leon de Winter, 1954 als Sohn orthodoxer Juden in 's-Hertogenbosch geboren. Er gehört zu den erfolgreichsten Autoren und profiliertesten Intellektuellen der Niederlande. Seine Bücher erscheinen auf Deutsch beim Zürcher Diogenes-Verlag, so auch sein neuestes Werk, «Geronimo» (448 S., Fr. 26.90).

Klassiker

Des Meisters Meisternovelle

Ein einziges Mal spielt in Gottfried Kellers Werk ein Tier die Titelrolle. «Spiegel, das Kätzchen» ist ein Märchen aus dem Mittelalter. Und zugleich ein Höhepunkt des poetischen Realismus. Von Christoph Mörgeli

Fast alles dreht sich ums Essen oder vielmehr ums tierische Fressen in der Kätzchen-Novelle im Zyklus «Die Leute von Seldwyla» aus dem Jahr 1856. Körper und Ernährung prägen Moral und Denken – so die diesseitige Botschaft des atheistischen Dichters. Der Kater «Spiegel» putzt und pflegt sich emsig und ist darum eine glänzende Erscheinung. Er überlegt, spricht und philosophiert nach Menschenart, ist nicht zu dick und nicht zu dünn, betreibt selbst die Jagd in wohlstandiger Mässigung. Zweimal pro Jahr leistet sich Spiegel ausschweifende Liebesabenteuer, deren er sich aber nicht im Geringsten schämt. Da stirbt seine Herrin, er magert ab, wird struppig, verliert die Vernunft und verfällt auch moralisch. Der heruntergekommene, jetzt auch geistig verwahrloste Kater akzeptiert das Angebot des Seldwyler Hexenmeisters Pineiss, der ihn reichlich zu nähren verspricht, wenn ihm schlussendlich sein Fett («Schmer») gehören soll.

Um sein Opfer möglichst schnell zu mästen, erbaut der Hexer für Spiegel eine schlaraffenlandartige Fresslandschaft mit prallen Mäusen in künstlichen Löchern, Milchseen voll gebratener Fische und hübschen Wacholderdrosseln an Leimruten. So behaglich-ausschweifend von auserlesenen Speisen kann nur erzählen, wer wie Gottfried Keller in jungen Jahren Hunger gelitten hat. Zum Glück findet Kater Spiegel bei zunehmender Sättigung wieder zu klarer Geistesschärfe zurück und bleibt dank einer weissen Kätzin schlank und rank, denn er treibt es mit ihr aufs ärgste.

Der aufgebrachte Hexenmeister Pineiss fürchtet um den ihm für seine Zauberkunst notwendigen «Schmer» und sperrt Spiegel in einen Gänsestall. Im Moment, in dem Spiegels letztes Stündchen schlagen soll, aktiviert der Kater seine ganze Erfindungsgabe und Erzählkunst: Seine verstorbene Herrin habe gergewöhnt, sie werde nur um ihres vielen Geldes wegen geliebt und habe alle Freier schnöde abgewiesen. In Mailand habe sie einen Bewerber zur Probe stellen wollen und ihm gesagt, sie brauche Geld für ihren Verlobten. Dieser habe geholfen, sei aber mit gebrochenem Herzen in den Krieg gezogen und bei Pavia gefallen. Dabei habe die Seldwylerin ihn nach Hause einladen,



Schlaraffenlandartige Fresslandschaft.

ihm ihre Liebe eingestehen und Hochzeit feiern wollen. Ihre bittere Erkenntnis habe gelautet: Mit der Liebe als «strenger und unheimlicher Sache» dürfe man nicht spielen. Sie sei eine alte Jungfer geworden und habe all ihr Gold in einem Brunnen versteckt.

Das verdiente Ehedebakel

Pineiss beisst an, doch jetzt zahlt ihm Spiegel alles heim. Er gibt dem geldgierigen Heiratskandidaten eine zuvor raffiniert eingefangene Hexe zur Frau und bestraft ihn mit einer innen wie aussen hässlichen Gattin. So lehrt uns das Katzenmärchen zweierlei: Man soll der Liebe eines jungen Mannes vertrauen und gewinnt so das Glück einer Liebesheirat. Doch wer wie Hexer Pineiss der Habgier verfällt, wird durch das verdiente Ehedebakel bestraft.

Bei Goethes «Faust» verschreibt ein Mensch seine Seele dem Teufel, um hienieden Jugend und Liebe zu gewinnen. Gottfried Keller will nichts wissen von Himmel und Hölle; er versetzt seinen schnurrigen «Faust» in der Novelle «Spiegel, das Kätzchen» ganz ins Diesseits. Wer sich redlich anstrengt, kann sich in Seldwyla und anderswo ernähren und gesunde geistige Grundsätze entwickeln, aber zuweilen auch ganz schön über die Stränge schlagen – mit einem scharfen Kätzchen oder einem üppigen Festmahl. Das ist Meister Gottfried vom Feinsten: «Und kehr ich besser nicht nach Hause, / So werd ich auch nicht schlechter sein!»

Held unserer Zeit

Alex Capus ist ein Erzähler von gutmütiger Durchtriebenheit. Sein jüngster Roman, «Das Leben ist gut», erzählt von einem Mann, der Dinge liebt, die bleiben. Nur: Er kann die Schlichtheit des Belanglosen nicht mehr von der Einfachheit des Schönen unterscheiden. *Von Hubert Spiegel*



Im Fangeisen der Banalität: Autor Capus.

Im ersten Satz eines jeden Romans liegt ein Versprechen. Es wird nicht immer gehalten und ist oft auch nicht auf Anhieb erkennbar. Alex Capus, der seit Jahren zu den erfolgreichsten Schriftstellern der Schweiz gehört, beginnt sein neues Buch mit einem kühnen zweifachen Versprechen. «Das Leben ist gut», so heisst der Roman. Sein erster Satz lautet: «ICH KANN SIE VERSTEHEN.»

Von seinem letzten, 2014 erschienenen Roman «Léon und Louise» hat Capus etwa 250 000 Exemplare verkauft, und auch unter seinen früheren Büchern finden sich veritable Bestseller. Vielleicht ist das Geheimnis erfolgreicher Bücher ja einfacher, als man oft denkt: Sie halten, was sie ihren Lesern versprochen haben. Weil der erste Satz von «Das Leben ist gut» in Grossbuchstaben gesetzt ist, fühlt sich der Leser direkt angesprochen. Es dauert aber nur einen Moment, bis er bemerkt, dass er gar nicht gemeint ist. Oder vielleicht doch?

Feuchtfrohliche Trutzburg

Zunächst spricht der Ich-Erzähler namens Max jedenfalls von seiner Ehefrau, die ihn und drei halbwüchsige Söhne unter der Woche sich selbst überlassen will, um als Gastprofessorin für ein Jahr an die Sorbonne zu gehen. Der Roman setzt am Vorabend von Tinas Abreise ein und endet in der Nacht vor ihrer Rückkehr, umfasst also gerade einmal drei Tage, in denen

nichts Spektakuläres geschieht, aber immerhin doch so viel: Ein Mann Anfang fünfzig denkt über das Leben nach, über seines und das der anderen Menschen in der Schweiz.

Zu Beginn liegt Max im Bett und gesteht sich ein, dass er seiner Frau keinen Vorwurf machen kann. Gegen Paris ist nun mal kein Schweizer Kleinstadtkraut gewachsen. Ihm wäre zwar lieber, sie bliebe daheim, aber er ist zugleich voller Verständnis für ihre Entscheidung. Dabei ist Ehefrau Tina nur das erste Glied einer langen Kette von Menschen, für die Max im Laufe des Buches Verständnis aufbringen wird. Tatsächlich ist diese Kette so lang, dass der Leser am Ende sicher sein darf, dass er sich nicht zu Unrecht angesprochen fühlte. Doch, er gehört dazu, zum Kreis der Verstandenen.

Wie Alex Capus im wirklichen Leben, ist auch sein Ich-Erzähler Max Schriftsteller, bekennender Kleinstadtbewohner, Familienvater und Betreiber einer Bar. Sie liegt im letzten Teil des alten Bahnhofsviertels, der noch nicht in Investorenhande geraten ist, und hat ihre eigene Geschichte. Gegründet wurde die «Sevilla-Bar» einst von spanischen Gastarbeitern, die einen Ort für sich haben wollten. Jetzt ist sie ein Treffpunkt für bodenständige Stammgäste. Sind heute womöglich die Schweizer, die sich in der «Sevilla-Bar» treffen, Fremde im eigenen Land?

Im Roman hat die Bar mehrere Funktionen: Als Einmannbetrieb ist sie der vorindustriell geprägte Ort selbstbestimmter Arbeit. Hier leert der Chef die Aschenbecher noch persönlich aus. Sie ist die Bühne, auf der Capus die unterschiedlichsten Typen auftreten lässt, und ein Ort der Begegnung, der Freundschaft und des Gesprächs mit Freunden, die Vincenzo, Ismail und Miguel heissen und dafür bürgen, dass Max keinerlei fremdenfeindliche Gedanken hegt. Ausserdem bietet sie dem Erzähler, der in einer veritablen Schreibkrise steckt, eine angenehme Form der Beschäftigungstherapie, und sie ist für ihn wie für seine Gäste ein sicherer Hafen der Kontinuität im tosenden Meer des unaufhaltsamen Wandels. Die «Sevilla-Bar» ist eine feuchtfrohliche Trutzburg gegen den allgegenwärtigen Modernisierungsdruck. Ihrem Besitzer gefällt das: «Ich liebe Dinge, die bleiben.» Zwölf Seiten später wird das Bekenntnis erweitert: «Ich liebe Menschen, die bleiben.» Das klingt nun doch ein wenig schlicht, wie das Lob des Stubenhockers. Andererseits: Ist man eigentlich schon konservativ oder gar reaktionär, weil man gern in eine altmodische Bar geht, um dort alte Freunde zu treffen?

Capus braucht diese Frage nicht zu stellen, weil er weiss, dass seine Leser dies selbst besorgen. Denn der Modus der Selbstreflexion, des Nachdenkens über das eigene Leben, in dem der Ich-Erzähler auf unangestregte Weise durch seine Tage gleitet, muss sich über kurz oder lang auf den Leser übertragen. Das Themenspektrum, das der rasonierende Ich-Erzähler beiläufig abarbeitet, ist denkbar breit und reicht von multinationalen Konzernen bis zum schlimmsten Kleinstadtiliz, von der allzu platt idealisierten Männerfreundschaft, einem der Hauptthemen des Buches, bis zu Ehekrise und dem Schuhfimmel der geliebten Gefährtin, der Max so monogam zugetan ist wie ein Gänserich alter Schule. Alles wird verstanden, fast alles wird verziehen. Ungnade erfährt indes der ehemals beste Freund, der mit einer Jüngerin plötzlich ein neues Leben beginnt. Das geht zu weit. Denn Max ist fest überzeugt: Es gibt kein Heil ausser in der Kontinuität.

Auf niemals rechthaberisch auftrumpfende Weise handelt Alex Capus über das Unbehagen an einer Welt, in der Begriffe wie Globalisierung, Digitalisierung oder Finanzmarktkrise für das Gefühl der latenten Überforderung stehen, das auch Angehörige der Mittelschicht längst erfasst hat. Dort trifft die neue Angst

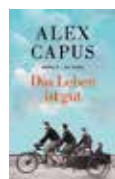
nicht selten auf eine liberale Grundhaltung; irritiert muss man feststellen, dass man heute Ansichten hegt, die man gestern noch als rückwärtsgewandt verdächtig hätte. Capus lotet den Spielraum aus, über den ein Schweizer Mittelschichtsangehöriger als Modernisierungsverweigerer verfügt. Max empfindet sich zwar als «umgekehrter Odysseus», der daheim bleibt, während seine Penelope auf Reisen geht. Weit mehr noch ist er aber ein moderner Candide, der seine Bar bestellt, weil er seine kleine Welt nicht Starbucks, Microsoft und dem Internet überlassen will: «Ohne Bars und Kneipen, behaupte ich als Citoyen, ist die *res publica* undenkbar.» So spricht der politisch denkende Privatier.

Spottlust, Ressentiment oder Zynismus?

Max ist der Mann, der alle Gegensätze in sich vereint: ein grundsolider Abenteurer, geselliger Einzelgänger und kompromissbereiter Dickschädel, der auf lässigste Weise dem Ideal vom achtsamen Leben huldigt. So einen hätten Leser gern zum Freund und Leserinnen zum Ehemann. Max ist ein Held unserer Zeit, weil er sich darauf versteht, konsequent auf das zu verzichten, was er ohnehin nicht mag; ein lösungsorientierter Liberalnostalgiker. Die Reise nach Florida, mit der das Buch endet, bleibt ein Traum, geträumt in der Nacht vor Tinas Rückkehr, aber eine Fahrt nach Deutschland findet statt. In Mannheim überkommt Max die Sehnsucht nach einem Kaffee. Es soll kein Cappuccino und kein Latte macchiato sein, sondern ein «wiederaufgebauter» deutscher Filterkaffee, serviert von einer «wiederaufgebauten Kellnerin mit wiederaufgebauten Birkenstocksandalen» und einer wiederaufgebauten Seele in ihrer Brust, «die in dritter Generation kaum noch spürbar kriegsversehrt ist». Was bricht sich Bahn an dieser Stelle? Spottlust, Ressentiment oder gar Zynismus?

Alex Capus ist ein souveräner Erzähler von gutmütiger Durchtriebenheit. Deshalb hat er seinem rundum imprägnierten Helden eine Achillesferse mitgegeben. Der Mann, der Dinge liebt, die bleiben, kann die «Schlichtheit des Belanglosen nicht mehr von der Einfachheit des Schönen unterscheiden», wie er seiner Frau gesteht. Das ist kein Wunder, denn die Übergänge sind fließend. Sie waren es immer schon. Capus weiss: Der Nostalgiker steht zwar mit einem Fuss im vermeintlichen Paradies der Vergangenheit, aber mit dem anderen im Fangeisen der Banalität.

Hubert Spiegel ist Feuilleton-Redaktor der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.



Alex Capus: Das Leben ist gut. Hanser. 240 S., Fr. 22.90

Boulevard

Frau Bundesrätin zieht aus

Um seinen Roman zu bewerben, berichtet Lukas Hartmann der Klatschpresse über seine Ehe mit Simonetta Sommaruga. Auch das Buch lässt tief blicken. *Von Rico Bandle*



Emanzipationsprozess: Sommaruga, Hartmann.

Es ist selten, dass die Literatur Stoff für die Boulevardmedien liefert. Diesen Sommer ist dies gleich doppelt der Fall. In Alex Capus' neuem Roman (siehe Artikel links) ist die Figur Mark unschwer als Werner De Schepper erkennbar, Ex-Chefredaktor des *Blicks*, heute an der Spitze der *Schweizer Illustrierten*. Capus und De Schepper waren einst beste Freunde, haben gemeinsam mit Schriftsteller Pedro Lenz in Olten eine Kneipe eröffnet. Die Freundschaft ging in Brüche, nun rechnet Capus mit der «Witzfigur» Mark/De Schepper ab, die sowohl im Buch als auch im richtigen Leben Frau und Kinder für eine viel jüngere Frau verlassen hat. Der *Sonntagsblick* nahm die Fehde dankbar auf, die *Schweizer Illustrierte* unter De Schepper veröffentlichte ein Interview mit Capus, allerdings ohne auf Mark und dessen reales Vorbild einzugehen.

Für die Schweizer Boulevardgeschichte des Sommers war aber ein anderer Literat verantwortlich: Lukas Hartmann, Ehemann von Bundesrätin Simonetta Sommaruga. Hartmanns Bruder Jürg Lehmann war vor Werner De Schepper ebenfalls *Blick*-Chefredaktor, der Autor ist deshalb mit den Mechanismen der Klatschpresse bestens vertraut. Er gab der *Schweizer Illustrierten* vor der Veröffentlichung seines Romans «Ein passender Mieter» ein grosses Interview, in dem er auch über den Status seiner Ehe sprach und darüber, wie es

sich so lebt, seit Sommaruga bei ihm ausgezogen ist. «Am Wochenende machen wir ab: «Ich bei dir oder du bei mir?»», erzählte er. Und er sprach von einer möglichen Trennung: «Wir wissen auch nicht, wie es weitergeht. Vielleicht führt es irgendwann auseinander, vielleicht auch nicht.»

Hartmanns beispielloser Einblick ins Schlafzimmer eines Schweizer Regierungsmitglieds ist auch deshalb bemerkenswert, weil der Autor bislang jegliche Anfrage, über seine Erlebnisse als Bundesratsgatte zu berichten, konsequent ablehnte. Vielleicht dient der Tabubruch nicht nur der Werbung für sein neues Buch, sondern ist Teil des Emanzipationsprozesses eines Mannes, der viele Jahre im Schatten seiner prominenten Frau gelebt hat und sich nun auf eine neue Situation einstellen muss.

Ehezerfall im Zeitlupentempo

Auch im Buch geht es um eine Trennung nach vielen Ehejahren, auch dort zieht die Frau aus. Nachdem der Sohn weg ist, vermietet das Paar dessen Zimmer an einen jungen Mann. Es stellt sich heraus, dass der unauffällige und wortkarge Untermieter ein brutaler Triebmörder ist, der seit Monaten die Stadt in Atem hält. Durch dieses Ereignis gerät die Beziehung aus den Fugen, jetzt erst kommt an die Oberfläche, wie kaputt die Ehe schon lange war.

Hartmann, der wie Capus mit historischen Romanen bekanntgeworden ist, macht sich in diesem Buch auf die Spuren von Peter Stamm: «Ein passender Mieter» ist ein Beziehungsdrama, in dem kaum etwas passiert, in dem sich alles in den Köpfen der zwei Protagonisten abspielt. Hartmann seziiert die Psychologie des Paares akribisch genau, im Zeitlupentempo lässt er die Leser am schmerzhaften Zerfall einer nach aussen makellosen Ehe teilhaben.

Die Frau entschliesst sich zur Trennung von ihrem unbeholfenen Mann, zieht aus – es ist für sie eine Befreiung. Man fragt sich unweigerlich, wo genau die Fiktion endet und wo der Erlebnisbericht beginnt. Vielleicht erfahren wir dies ja demnächst – in der *Gala* oder der *Glückspost*.



Lukas Hartmann: Ein passender Mieter. Diogenes. 368 S., Fr. 26.90

Gewaltige Geschichte

Wie wuchsen die Konzentrationslager der Nazis von improvisierten Haftanstalten zu industriellen Vernichtungslagern heran? Nikolaus Wachsmann erklärt es in einem Monumentalwerk, das die Experten überzeugt, aber auch die Laien anspricht. *Von Markus Schär*

Die Schreie der Häftlinge schockieren ihn, als er mit dem ganzen Wachpersonal erstmals beim Auspeitschen zuschauen muss. Aber er reisst sich zusammen, um sich gegenüber den Kameraden keine Blöße zu geben: «Ich wollte als hart verschrien sein, um nicht als weich zu gelten.» Schliesslich hat er schon viel Gewalt erlebt. 1900 geboren, floh Rudolf Höss als Sechzehnjähriger aus dem Elternhaus und zog mit der Armee in den Krieg, wurde mehrfach verwundet und ausgezeichnet. Nach der Kapitulation von 1918 kämpfte er weiter in Freikorps, zog sich in einen Siedlungsbund auf dem Land zurück und brachte mit Kumpanen einen angeblichen Verräter um. Dafür sass er vier Jahre im Zuchthaus. Schon in den zwanziger Jahren lernte er bei den Nazis Heinrich Himmler kennen, und dieser warb ihn 1934 als Polizeipräsident von München für die «Totenkopf»-SS an: für das Konzentrationslager in einem Vorort, wo die neuen Herrscher ihre Gegner einsperrten und misshandelten.

«Nun war ich doch beruhigt»

Rudolf Höss macht in Dachau schnell Karriere, auch weil er zunehmend Gefallen daran findet, seinen kommunistischen, sozialdemokratischen oder jüdischen Kontrahenten Schmerzen zuzufügen. Er wechselt 1938 nach Sachsenhausen bei Berlin, wo Himmler als Reichsleiter SS seit 1936 das erste völlig neue Lager bauen lässt. Als Adjutant des Kommandanten leitet er im September 1939, nach Kriegsausbruch, die ersten Erschiessungen von «inneren Feinden» und zwingt im Januar 1940 Hunderte von jüdischen Häftlingen, stundenlang im eisigen Wind auf dem Appellplatz zu stehen, so dass Dutzende sterben. Er nimmt danach eifrig die Aufgabe an, im polnischen Auschwitz als Kommandant ein Musterlager einzurichten. Als Erster bringt er dort im September 1941 sowjetische Kriegsgefangene mit dem Giftgas Zyklon B um und freut sich – nachdem bis dahin schwache Häftlinge mit Genickschuss getötet worden waren – gemäss seinen Erinnerungen: «Nun war ich doch beruhigt, dass uns allen diese Blutbäder erspart bleiben sollten.» Und er wacht am Kriegsende 1945 im brandenburgischen KZ Ravensbrück über die Massaker.



Historiker Wachsmann.

«Während seiner Karriere bahnten neue Gewalttaten neue Wege», schreibt Nikolaus Wachsmann, «und jede Grenzüberschreitung machte die nächste leichter, denn sie gewöhnte ihn, wie andere SS-Täter, an Taten, die noch kurz zuvor undenkbar gewesen wären.» Deshalb stützt sich der Historiker häufig auf die Erinnerungen von Rudolf Höss. Der Kriegsverbrecher schrieb sie nach seiner Festnahme im Gefängnis in Krakau, «mit professionellem Stolz über seine mörderischen Erfindungen», bis er am 16. April 1947 in Auschwitz an den Galgen kam: «Mit einer typisch schneidigen Bewegung reckte er seinen Kopf, um die Schlinge zurechtzurücken. Dann öffnete sich die Falltür.»

An der Biografie von Rudolf Höss lässt sich die gewaltige Geschichte verfolgen, die Nikolaus Wachsmann erzählen will: wie sich die Konzentrationslager – ursprünglich mit dem Kürzel KL – von improvisierten Haftanlagen über organisierte Zwangsarbeitsanstalten zu monströsen Vernichtungsfabriken entwickelten und die Unmenschen, die sie betrieben, mit ihnen. Der 45-jährige Historiker kommt aus München. Er machte aber seine ganze akademische Karriere in England, an der London School of Economics, in Cambridge und wieder in London; dort lehrt er am Birkbeck-College seit elf Jahren Neuere europäische Geschichte. In seiner Forschung setzte er sich stets mit der Gewalt in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg auseinander, vor allem mit der «legalen», also der vom Staat gebilligten oder sogar geforderten. «KL – Die Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager», letztes Jahr im englischen Original erschienen und jetzt in der deutschen Übersetzung vorliegend, fasst als lange erwartetes *opus summum* diese Studien zusammen.

Es ist, dem Gegenstand angemessen, ein Monumentalwerk. Die Erinnerungen von Rudolf Höss sind nur einer von zahllosen Texten, aus denen Nikolaus Wachsmann schöpft: Das Quellenverzeichnis umfasst die Bestände von 44 Archiven von Stanford bis Jerusalem und gedruckte Quellen auf weiteren 44 Seiten, die Anmerkungen erstrecken sich über 166 Seiten. Dazu veranschaulichen 65 Bilder das Grauen, vom zerschundenen Leichnam eines Häftlings



Gewalt, Folter und Mord als Norm: Dachau, 1938.

in Dachau 1933 über die Sklavenarbeit im gefürchteten Steinbruch von Flossenbürg 1942 bis hin zur Zwangsführung von Weimarer Bürgern durch die Leichenberge im nahen Buchenwald 1945 und zur Hinrichtung von Rudolf Höss in Auschwitz 1947. Ian Kershaw, einer der grossen Spezialisten für die Geschichte des Nationalsozialismus, dürfte also recht behalten, wenn er feststellt, das Opus sei kaum noch zu übertreffen: «Keine ernsthafte Untersuchung des NS-Staats kommt zukünftig an diesem Werk vorbei.»



Schlaglichtern auf die Entwicklung von Dachau, 1933, 1939 und 1945, lohnt den Kauf des Buches. Und wie ein grosses Vorbild am Birkbeck-College, Eric J. Hobsbawm, erkundet er die Strukturen und die Prozesse, indem er sich den Individuen zuwendet. So leitet er jeden Abschnitt mit einer Geschichte ein: vom «Bolschewisten» Hans Beimler, den die Nazi-Schergen 1933 in Dachau in den Selbstmord treiben wollten, der aber fliehen und von diesem ersten Lager künden konnte, bis hin zum tschechischen Judenknaben Tommy, der dem politischen Gefangenen Odd Nansen in Sachsenhausen im Februar 1945 vom Todes-Treck aus dem KZ Auschwitz berichtete.

«Gesetz des Dschungels»

Ganz traditionell erforscht Nikolaus Wachsmann damit, «wie es eigentlich gewesen» – gemäss der in den letzten Jahrzehnten verpönten Lehre von Leopold von Ranke (1795–1886), einem der Stammväter der Geschichtsschreibung. Er erzählt also weitgehend chronologisch, genauer: in klar abgegrenzten Entwicklungsphasen, und vertieft nur auf wenigen Seiten grundsätzliche Fragen, so vor allem im Kapitel «Unmögliche Alternativen» jene nach dem Zusammenleben in den Lagern. Dabei herrschte das «Gesetz des Dschungels», stellt der Historiker wie zahllose Zeugen fest: «Die Bedingungen verursachten ihrer Ansicht nach einen gnadenlosen Kampf um Güter und Positionen und schufen eine gewaltige Kluft zwischen einer kleinen Elite, meist Kapos, und der notleidenden Masse, die wegen einem extra Stück Brot oder Kleidung auf Leben und Tod kämpfte.»

Aber Nikolaus Wachsmann verliert sich nicht in seinem monströsen Thema mit Bergen von Quellenmaterial, weil er sich stets von klaren Fragestellungen leiten lässt, vor allem von der wichtigsten: «Wie lässt sich der Werdegang der NS-Konzentrationslager am besten begreifen?» Dazu bietet der Historiker überzeugende Antworten, auch wenn er selber meint, sein «Forschen nach einem tieferen Bedeutungsgehalt der KL» werde weitergehen. «Das KL-System war ein grosser Werte-Wandler», zeigt er unter anderem an der Biografie von Rudolf Höss: «Seine Geschichte ist eine Geschichte dieser Wandlungen, die brutalste Gewalt, Folter und Mord zur Norm machte. Und diese Geschichte wird fortgeschrieben werden, und sie wird weiterleben, und so auch die Erinnerung an jene, die ihre Zeugen, ihre Täter und ihre Opfer waren.»



Nikolaus Wachsmann: KL. Die Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Siedler. 992 S., Fr. 49.–

Wenn die Experten von einer Studie schwärmen, von ihrer Gründlichkeit und Vollständigkeit, spricht das meistens für Laien eher gegen die Lektüre. Nikolaus Wachsmann – glücklicherweise in England, nicht in Deutschland als Historiker geschult! – schafft aber das Kunststück, auch die ganz gewöhnlichen interessierten Leser zu packen. Er bietet jenen, die sich von den über 700 vor Fakten und Daten strotzenden Seiten Text abschrecken lassen, immer wieder Einstiegsmöglichkeiten und Zusammenfassungen; allein der Prolog mit drei

Politik

Mediterrane Träume

«Die Macht am Mittelmeer», eine Studie von Wolf Lepenies.
Von Oliver vom Hove

Vor drei Jahren erregte ein Aufsatz des italienischen Philosophen Giorgio Agamben Aufsehen. Erinnert wurde an ein siebzig Jahre altes Konzept einer Mittelmeer-Union, die nach Vorstellungen des aus Russland stammenden Hegelianers Alexandre Kojève Frankreich eine Führungsrolle im wiedererstehenden Nachkriegseuropa sichern sollte. Kojève war Mitarbeiter in de Gaulles Aussenministerium und sah weitsichtig Deutschlands Stärke in einer künftigen europäischen Gemeinschaft voraus.

Kojèves Denkschrift blieb damals in der Schublade, die französische Politik unter de Gaulle suchte die Stärkung der Achse zu Deutschland. Mit der Hinwendung Frankreichs nach Süden, in den mediterranen Raum, hatten indes schon Politiker und Philosophen seit Napoleon und dessen Ägypten-Abenteuer geliebäugelt. Im 20. Jahrhundert waren es vor allem so bedeutende Literaten wie Paul Valéry oder Albert Camus, die ihre je eigenen Visionen von einem «Mare Nostrum» hegten, in denen die französische Kultur eine führende Stellung einnehmen sollte. Und schliesslich hatte der Historiker Fernand Braudel nach dem Zweiten Weltkrieg sein epochales Geschichtswerk über das Mittelmeer publiziert, in dem die Dominanz des Nordens über die Schwäche des Südens unüberhörbar beklagt wurde.

Der deutsche Kulturphilosoph und Soziologe Wolf Lepenies zeichnet in seinem neuen Buch «Die Macht am Mittelmeer» den geschichtlichen Verlauf dieser «pensée méditerranéenne» ebenso spannend nach wie jüngste vergebliche Belebungsversuche dieser Ideen. Zuletzt hat der damalige Staatspräsident Nicolas Sarkozy die Idee einer Mittelmeer-Union unter Frankreichs Führung mit Elan in die Tat umsetzen wollen. Doch seine und anderer «Französische Träume von einem anderen Europa» (so der Untertitel von Lepenies' Untersuchung) wurden vor allem von der deutschen Kanzlerin Angela Merkel durchkreuzt, die eine europäische Entwicklung lieber nach Osten als nach Süden vorangetrieben sah.

Heute ist das Mittelmeer vom Schrecken einer gelähmten europäischen Flüchtlingspolitik gezeichnet. Die Versäumnisse sind folgenreich. Eine Katastrophe.

Wolf Lepenies: Die Macht am Mittelmeer. Französische Träume von einem anderen Europa. Carl Hanser. 350 S., Fr. 35.90

Lust am Grusligen

Die Schweiz ist ein Land verzwickter Verbrechen, wie zahlreiche Krimiautoren in ihren Büchern schreiben. Allen voran die Zürcherin Petra Ivanov. Von Rolf Hürzeler (Text) und Jonathan Nemeth (Illustration)

Er kam mit dem Messer in der Hand auf sie zu. «Langsam. Ohne den Blick von ihr abzuwenden ...» Was dann folgt, sei nicht verraten. Aber das Herumreisen in Thailand kann mitunter etwas ungemütlich sein. Zumindest lässt der neue Kriminalroman «Täuschung» der Zürcher Autorin Petra Ivanov diesen Eindruck entstehen.

Der unbekannte Täter ist immer der thailändische Bordellbesitzer. Oder der reiche Goldküstler? Oder doch ein Wohlstandsverwehrloster? Schriftstellerin Ivanov spielt in ihren Romanen mit Stereotypen und macht ihrem Publikum die lange Nase, indem sie es zum Opfer seiner eigenen Klischeevorstellungen werden lässt. Die 48-jährige Ivanov hat bisher ein Dutzend Krimis geschrieben; sie beherrscht das Genre des «Wer steckt hinter allem?» aus dem Effeff. Die Autorin schreibt pro Jahr ein Buch und kann von ihren Büchern und Lesungen leben.

Ivanov ist die führende Exponentin der neuen Schweizer Krimiwelle, die den Büchermarkt überflutet. Diese Autoren mit den alten Taktgebern Hansjörg Schneider und Martin Suter wählen die heimische Kulisse als Tatort, setzen auf ein buntes Lokalkolorit, das die Leserschaft aus eigener Anschauung kennt. Das ist eine neue, andere Schweiz, nicht mehr das etwas müffelige Land, in dem die Verbrechen der Schweizer Krimi-Doyens, Friedrich Dürrenmatt und Friedrich Glauser, geschahen.

Die neuen Autoren setzen auf eine moderne Gesellschaft mit Bankern und Biobauern sowie knüppelharten Ermittlerinnen.

Suche nach dem verlorenen Vater

Die Globalisierung ist dazugekommen: Diese Autoren verlagern die Handlung im Lauf der Geschichte gerne an exotische Örtlichkeiten von Lateinamerika bis Asien, um das typisch schweizerische Fernweh ihres Publikums zu stillen. Ein Land wie Thailand bietet sich dafür geradezu an: Die meisten kennen es aus eigener Anschauung, wenn auch nur oberflächlich, und haben deshalb eine Vorstellung von der fremdartigen Kulisse.

Eine Reihe der neuen Schreibkriminologen vermochte sich in letzter Zeit ein Stammpublikum zu sichern oder ist auf dem besten Weg dazu. Neben Petra Ivanov gehören die Zürcherin Mitra Devi dazu, die Basler Michael

Theurillat und Alfred Bodenheimer oder die Zürcher Journalistin Christine Brand. Das sind keine literarischen Jungspunde, die sich die Freizeit mit quälenden Stilübungen verderben. Sie beherrschen vielmehr das Metier und verfügen über eine Lebenserfahrung, aus der sich erzählerisch schöpfen lässt.

So arbeitete die zeitweise in den USA aufgewachsene Zürcherin Ivanov lange als Gerichtsberichterstatte für Zeitungen und als Übersetzerin, bevor sie in die Tiefen des Bösen eintauchte. Das will optisch zu dieser Autorin so gar nicht passen. Ihr Gesicht mit Brille zeugt von einer bodenständigen Seriosität. Ivanov spricht sehr konzentriert, setzt immer wieder auf lange Pausen, um nachzudenken und um ja nicht etwas preiszugeben, was sie später nicht in der Zeitung lesen möchte.

Ivanovs neuer Roman «Täuschung» ist der dritte in ihrer Meyer/Palushi-Reihe. Die Ermittlerin Jasmin Meyer ist eine ehemalige Polizistin, ihr Partner Pal Palushi ein aus dem Kosovo stammender Rechtsanwalt. Die beiden sehen sich mit einem finnenreichen Fall aus Jasmins Familie konfrontiert: Vor Jahren setzte sich ihr Vater nach Thailand ab und ging dort verloren. Er verliess die Familie in Zürich Schwamendingen fluchtartig, liess die Mutter mit drei Kindern mittellos zurück. So weit, so gewöhnlich.

Doch das Leben ist komplizierter, als man denkt. Denn die Mutter weigert sich hartnäckig, ihren Kindern einen Hinweis auf die Gründe seiner Flucht zu geben. So machen sich Jasmin Meyer und Pal Palushi vom heimatlichen Zürich nach Thailand auf, um den verlorenen Vater zu suchen.

Thailand als erzählerischer Kontrast zu Zürich: Viel neckischer könnte der Gegensatz nicht sein. Ivanov kennt offensichtlich das fernöstliche Land, packt alle Geschichten in ihren Roman, die man damit in Verbindung bringt: Korruption und Mafia, Sexgewerbe und seit einigen Jahren die Seniorenbetreuung von Europäern, ein Gewerbe, der schier industrielle Ausmasse angenommen hat. Durch dieses Dickicht geistern immer wieder die Ladyboys, Transsexuelle, die in Thailand anscheinend präzenter sind als anderswo.

Ivanov weilte zwei Monate lang in Thailand und recherchierte intensiv: «Ich will den Lesern ein ausgewogenes Bild von diesem Land ver-



Auf Achse: Petra Ivanov.



Durch dieses Dickicht geistern immer wieder Ladyboys.

mitteln. Sie sollen sich etwa vorstellen können, was bei einem Umzug in dieses Land zu erwarten ist», sagt sie. Ziemlich viel Ungemach, möchte man nach der Lektüre von «Täuschung» sagen. Die Autorin selbst sieht es positiver: «Wärme und Entspannung sind vielerorts spürbar.»

Gleich bei ihrer Ankunft merken Meyer und Palushi, dass man sie in Thailand mit wenig Entspannung erwartet. Ein TR, Fachjargon für einen Chevrolet Suburban, verfolgt sie auf ihrem Roller, was zu einer halbschmerzhaften Höllenfahrt durch die Tücken des thailändischen Strassenverkehrs führt. Dabei erweist sich Ivanov als eine genaue Kennerin von Automobilen und Motorrädern. Ganz nebenbei lernt man beispielsweise die Vorzüge der Ducati-Motorräder kennen und erfährt, dass sich die einzige Fabrik dieser Marke ausserhalb Italiens in Thailand befindet. Sie selber



drückt in ihrer Freizeit jedoch auf keinen Gas-hahn: «Ich kenne einen netten Töffhändler, der mir alles erklärt.» Ivanov scheint in ihrem Alltag ununterbrochen auf Achse zu sein, um überall Informationen in sich aufzusaugen.

Macho-Macken

Motorradkenntnisse nützen in Thailand allerdings wenig, um in der Unterwelt zu überleben. Dort haben viele gute Gründe, den beiden Schweizer Besuchern den Garas zu machen, die ihre europäischen Nasen in jeden Wok stecken, auch wenn er übel riecht.

War Jasmins Vater ein «Kinderficker», wie es heisst? Oder doch eher ein Opfer der Mafia, nachdem er krumme Immobiliengeschäfte getätigt hatte? Oder steckt ein Bordellbesitzer hinter seinem Verschwinden? In Thailand scheint die Liste der Verdächtigen fast die gesamte Bevölkerung zu umfassen.

Nach all ihren asiatischen Abenteuern geht die Reise für Meyer und Palushi zurück nach Zürich in die vertrauten Gefilde von Schwamendingen, wo sie alles andere als menschliche Geborgenheit finden.

Das Lokalkolorit sei ihr nicht so wichtig, sagt Petra Ivanov dazu. Sie glaubt nicht, dass sie damit eine grössere Leserschaft gewinnen könne. «Mir sagten Leute schon: «Was will ich über Zürich lesen, wenn ich schon hier lebe.»» Aber sie kennt die Stadt und hält sich deshalb beim Schreiben an sie.

In der Agglomeration Zürichs spielt Ivanovs letztes Jahr erschienener Roman, «Heisse Eisen». Hier kommt ihr zweites Ermittlungspaar zum Einsatz, Staatsanwältin Regina Flint und der Kriminalpolizist Bruno Cavalli, ein leibhaftiger Cherokee-Indianer. Diese Gattung ist nun in den Rängen der Zürcher Justiz ziemlich selten, doch für Ivanov gehören die Chero-

kee zum Alltag: «Ich kenne sie aus der Kindheit in den USA.» Vor allem aber gibt eine solche Figur erzählerisch viel her. Der Mann hält es beispielsweise im partnerschaftlichen Bett nicht aus und verzieht sich nächtens gerne in den Wald, um bei Hasen und Füchsen zu pennen.

In dieser Geschichte weilt der Indianer sogar selbst in den USA, und Flint muss allein im Fall des ermordeten Kantonsrats Moritz Kienast ermitteln, eines parteilosen Querulanten, der sich für einen öffentlich zugänglichen Seerundgang einsetzt. Hauptverdächtiger ist sein Bruder, der viele Gründe hat, «Mozt-Moritz» beiseitezuschaffen. Ivanov setzte sich für diese Geschichte intensiv mit dem Eigentumsrecht auseinander, um den Zielkonflikt plausibel zu machen, der mit dem freien Seezugang für jedermann verbunden ist. Das ist ihr Markenzeichen: Sie verpackt einen komplizierten Sachverhalt scheinbar locker in ihre Erzählungen. >>>

Die beiden Krimi-Reihen Flint/Cavalli und Meyer/Palushi sind übrigens miteinander verknüpft. Privatermittlerin Jasmin Meyer war einst im Team von Bruno Cavalli und geriet bei einem Einsatz in die Klauen eines «Metzgers», was sie traumatisierte. «Das bestimmte diese Figur für die weiteren Romane», sagt Ivanov. Meyer ist in der Partnerschaft kein einfaches Haben. Immer wieder rastet sie aus und macht gerne auf zickig. Palushi dagegen ist der Säulenheilige, der ihre Launen mit stoischer Ruhe über sich ergehen lässt. Das entspricht nun nicht gerade dem Bild vom heissblütigen Kosovo-Albaner, der seine Macho-Macken an der Liebsten auslässt. «Aber eine Botschaft will ich nicht vermitteln», sagt Ivanov. Das Kosovo gehöre einfach zum Schweizer Alltag.

Die Verknüpfung dieser beiden Serien dient Ivanov dazu, die Verhältnisse in der Zürcher Justiz zu durchleuchten: Jeder kennt jeden, alle sind sich im Guten wie im Schlechten verbunden. Die Autorin verfügt über zahlreiche Kontakte in der Branche, die sie mit den Verhältnissen vertraut machen. Dabei hat sie gemerkt, wie unterschiedlich die Auffassungen in der Ermittlerbranche sind. «Richte ich eine Frage an die Polizei, die Staatsanwaltschaft oder die Gerichtsmedizin, erhalte ich drei verschiedene Antworten.»

Der «Metzger» ist ein wiederkehrendes Motiv bei Ivanov. Der Mann schlachtete statt Kälbern lieber Frauen ab. Er sitzt zwar nun im Knast, aber ist auch dort noch unerfreulich aktiv. Hier kommt die Lust der Autorin am Grusligen zutage: Im Einzelfall erscheinen empfindlichen Seelen ihre Hinrichtungsmethoden etwas ungewöhnlich. Die Leiche des armen Motz-Moritz etwa wird «verkohlt und aufgespiesst» gefunden.

«Schreiben, was ist»

Ivanov liebt makabre Details. So erfährt man in ihrem Roman «Leere Gräber», dass Wasserleichen nicht vermodern. Vielmehr tun sich Fische und Krebse gütlich an den Toten, etwa bei einem ermordeten Argentinier im Zürichsee, «dem aus einer Höhle, wo das Auge war, ein Krebs krabbelte». In diesen tierischen Kreisen gelten menschliche Augen als Delikatessen.

«Ich liebe das Gruselige nicht», versichert Ivanov leutselig, «ich schaue nur genau hin und schreibe, was ist.» Mit andern Worten, es ist nicht ihr Fehler, wenn Krebse Leichenaugen lieben. Oder wenn einer ein Lebensende findet, das man niemandem wünscht, auch keinem Politiker.



Petra Ivanov: Täuschung.
Unionsverlag, Fr. 36.90, 360 S.

Neue Schweizer Krimis

Hexenschuss und Baby-Trage

Michael Theurillat: Schlüssel zum Tod

Dieser Autor ist eine Ausnahmeerscheinung unter den Schweizer Krimischreibern. Der 55-jährige Basler studierte Wirtschafts- und promovierte in Finanzwissenschaft. Nach einer Banklaufbahn bei der UBS begann er vor dreizehn Jahren zu schreiben. Im Mittelpunkt seiner Romane steht Kommissar Eschenbach. Er ermittelt im neuesten Buch im Fall der Managerin Clara Thüring, deren Leichnam nach einem indianischen Ritual verbrannt wurde. Die Spuren führen Eschenbach ins schwyzerische Muotatal mit seinen landesweit bekannten Wetterschmökern. Diese reden indes lieber über meteorologische Prognosen als über heikle Todesfälle. Doch der Schlüssel zum Tod der Frau liegt ohnehin woanders. Sie arbeitete für ein Rohstoff-Handelsunternehmen, wo eine gefährliche Intrige im Gang ist.



Michael Theurillat:
Wetterschmökler. Ullstein.
352 S., Fr. 26.90

Mitra Devi: Tod durch Pilzsuppe

«Kleiner Mord zwischendurch» heisst der Titel von Mitra Devis neuem Erzählband. Die 53-jährige Zürcher Schriftstellerin berichtet etwa von einer Ehefrau, die den Tod ihres Gatten Hugo beklagt. Er ist an einem Pilzsüppchen gestorben, aber niemand weiss so genau, wo er es gegessen hat. Hübsch die Geschichte von Henry und Ida, die sich schon lange nichts mehr zu sagen haben und unter den Rechnungen im Briefkasten leiden. Sie kommen auf die Idee, abzutauchen – vorübergehend. Fragt sich nur, was «vorübergehend» heisst. In Mitra Devis Romanen kommt die Privatermittlerin Nora Tabani zum Zug, die im letzten Roman, «Der Blutsfeind», selbst das Opfer einer Geiselnahme bei einem Banküberfall wird.



Mitra Devi: Kleiner Mord zwischendurch.
Unionsverlag. 224 S., Fr. 21.90
Der Blutsfeind.
Unionsverlag. 288 S., Fr. 18.90

Nicole Bachmann: Alte Krankheit

Die Berner Gesundheitspsychologin Nicole Bachmann arbeitet an der Fachhochschule Nordwestschweiz und schreibt regelmässig Kriminalromane mit Lou Beck, einer Epidemiologin, als Heldin. In ihrem dritten Roman, «Endstation Bern», taucht eine alte Krankheit in neuer Form wieder auf. Beck stösst bei ihren Recherchen auf eine Gruppe Sans-Papiers, die im Berner Untergrund leben. Zusammen mit einer Hebamme und einem Kinderarzt versucht sie, den Gestrandeten zu helfen. Doch dann verschwindet der Kinderarzt. Die Geschichte spielt vor dem politischen Hintergrund der ungelösten Asylproblematik. Bachmann hat bereits einen vierten Lou-Beck-Roman geschrieben, der demnächst erscheinen soll.



Nicole Bachmann: Endstation Bern.
Emons. 304 S., Fr. 16.90

Gabriela Kasperski: Ranger unter Verdacht

Wer hat den Pensionsbesitzer Johan Havemann erschlagen? Der Verdacht fällt auf den Ranger eines Naturschutzgebiets. Der begeisterte Vater Werner Meier ermittelt mit Hexenschuss und Baby-Trage, während sich seine Partnerin Zita Schnyder in die Pension «Seeblick» am Greifensee zurückzieht, wo die Fäden in diesem Fall zusammenlaufen. «Sicht unsichtbar» lautet der Titel des dritten Kriminalromans der Autorin Gabriela Kasperski mit Schnyder und Meier. Sie hat nach ihrem Anglistikstudium als Radio- und TV-Moderatorin gearbeitet und war als Schauspielerin tätig. Heute ist sie vor allem mit Schreiben beschäftigt.



Gabriela Kasperski: Sicht unsichtbar.
Monsenstein und Vannerdat.
408 S., Fr. 31.90

Alfred Bodenheimer: Messias als Schlüssel

Der Basler Literaturwissenschaftler hat eine beeindruckende akademische Laufbahn hinter sich; er lehrt an der Universität Basel Jüdische Literatur- und Religionsgeschichte. Neben zahlreichen wissenschaftlichen Publikationen schreibt Bodenheimer gewissermassen als literarische Lockerungsübungen Krimis mit dem Ermittler Rabbi Klein. In seinem dritten Fall, «Der Messias kommt», geht es um den Mord an einem angesehenen Mitglied der jüdischen Glaubensgemeinschaft, einem erfolgreichen Rechtsanwalt. Klein ermittelt in der Jüdischen Gemeinde und stösst auf Abgründe. Dabei vernachlässigt er seine Hauptaufgabe, die Übersetzung eines Buchs über den jüdischen Messias aus dem 16. Jahrhundert. Doch gerade dort könnte sich der Schlüssel verbergen, der zur Aufklärung des Verbrechens führt.



Alfred Bodenheimer: Der Messias kommt nicht. Nagel & Kimche. 208 S., Fr. 27.90

Bruno Varese: Weiter Bogen

Der ehemalige Mailänder Polizeipsychologe Matteo Basso hat seinen Job an den Nagel gehängt, um die *macelleria* seiner verstorbenen Eltern zu übernehmen. Dabei soll ihm seine Freundin Gisella behilflich sein, doch deren Leiche wird am Ufer des Lago Maggiore angeschwemmt. Sie ist angeblich ertrunken, was Basso nicht glauben kann, denn sie war eine exzellente Schwimmerin. Er nimmt mit Kommissarin Nina Zanetti die Ermittlungen auf. Der Roman schlägt einen weiten Bogen von der Flüchtlingsfrage bis hin zu illegalen Baugeschäften. Mit diesem Buch feiert Bruno Varese seine Premiere. Er lebt im italienischen Valle Vigizzo und in der Schweiz.



Bruno Varese: Die Tote am Lago Maggiore. Kiepenheuer & Witsch. 304 S., Fr. 14.90

Christine Brand: Im Politikermilieu

Die vielseitige Emmentalerin arbeitet hauptberuflich bei der *NZZ am Sonntag*. Soeben hat sie einen Band unter dem Titel «Mond» veröffentlicht, in dem sie dreissig Geschichten aus 25 Ländern über den Mond versammelt – Mythen, Sagen und Legenden. Brand schreibt regelmässig Kriminalromane, zuletzt ist der Band «Stiller Hass» erschienen. Die Geschichte spielt in Bundesbern: Im Mittelpunkt steht die TV-Journalistin Milla Nova, die im eidgenössischen Politikermilieu ermittelt. Brand machte vor drei Jahren auf sich aufmerksam, als sich Nova für eine Reportage in einen Frauenknast einsperren liess und dort auf gesellschaftliche Abgründe stiess.



Christine Brand: Mond. Unionsverlag. 192 S., Fr. 23.90
Stiller Hass. Landverlag. 464 S., Fr. 31.90

Rahel Hefti: Eine Reihe von Todesfällen

Der dritte Roman der 28-jährigen Zürcher Kommunikationsfachfrau Rahel Hefti erzählt die spannungsgeladene Beziehungsgeschichte zwischen zwei jungen Protagonisten: Mika Blum und Alyssa Müller kennen sich seit Jahren. Doch nun verdächtigt sie ihren Partner, in eine Reihe von Todesfällen involviert zu sein, was die Vertrautheit der beiden trübt.



Rahel Hefti: Zürich fliegt. Emons. 288 S., Fr. 17.90

Sprache

Synonyme

Der kleine Lämmel trumpft manchmal richtig auf.

Von Max Wey

Was dem Menschen dient zum Seichen, / Damit schafft er seinesgleichen». Das ist schön gereimt. Bevor Sie mich für ordinär halten, das war von Heinrich Heine. Recht hat er. Das männliche Glied, auch Penis, Genital, Gemächt, Gehänge oder einfach Schwanz genannt, dient der Fortpflanzung. Männer sind mächtig stolz auf ihren Apparat. Er tut entsprechend wichtig und plustert sich gerne auf. Ernest Bornemann führt in seinem Standardwerk «Sex im Volksmund» weit über fünfhundert Synonyme für das gute Stück auf. Dabei ist das schweizerdeutsche *Pfyffli* oder der *Gigu* noch gar nicht berücksichtigt. «Herr Dokter, Herr Dokter, i bruche es Schnäbi», rappt Steff la Cheffe.

Amors Pfeil wussten auch die alten Römer zu schätzen. «Hic habitat felicitas» (Hier wohnt das Glück) war am Eingang vieler römischer Villen zu lesen, dazu abgebildet ein Phallus, Symbol für Fruchtbarkeit und Wohlstand. Goethe nannte ihn (Meister) Iste (lateinisch: dieser da, jener). Manch einer erkannte seinen Stängel nach der Rechtschreibreform nicht wieder. Männer geben ihrem Piepmatz oft Namen. Warum auch nicht, Heidi Klums Brüste tragen auch Namen, Hans und Franz heissen sie.

Der kleine Lämmel trumpft manchmal richtig auf. Viele mächtige Männer sind schon über ihr drittes Bein gestolpert. Bill Clinton hat im Weissen Haus mit Monica Lewinsky und seiner Zigarre rumgespielt; es hat ihn fast das Amt gekostet. Hat Berlusconi seinen Zauberstab, *cazzol*, einer Minderjährigen gezeigt? Terminator Arnold Schwarzenegger musste sich wegen seiner Eskapaden als «Sperminator» verspotten lassen. Und vielleicht werden wir nie wissen, ob das New Yorker Zimmermädchen einvernehmlich oder nicht an Monsieur Strauss-Kahns Baguette (*le zizi*) geknabbert hat. Passiert ist das alles, weil Er (ein weiteres Synonym für den Kasperl) sich gelegentlich als Zentralorgan aufspielt. Ken hat keinen Schniedelwutz. Das ist wahrscheinlich besser, Barbie hat ja auch keine Muschi (Dose, Pflaume, Liebesmuschel; ach, geht das schon wieder los).

Der Zebedäus, für den es noch viele weitere Bezeichnungen gibt wie Fidibus, Wonneproppen, Lustzapfen, Dödel, Nudel, Kerl, Knüppel, Pimmel, Pinsel, Riemen, Rüssel, Stehaufmännchen und Zumpferl (österreichisch) wird manchmal auch Joystick genannt, aber haben wir nicht schon genügend Anglizismen? Der Schwengel, dieser kleine Bengel, wird weiterhin in aller Munde sein.

Max Wey war langjähriger Chefkorrektor der *Weltwoche*.

Top 10

Knorr's Liste

1	Demolition	★★★★☆
	Regie: Jean-Marc Vallée	
2	Vor der Morgenröte	★★★★☆
	Regie: Maria Schrader	
3	Jason Bourne	★★★★☆
	Regie: Paul Greengrass	
4	Toni Erdmann	★★★★☆
	Regie: Maren Ade	
5	El Olivo	★★★★☆
	Regie: Icíar Bollaín	
6	Captain Fantastic	★★★★☆
	Regie: Matt Ross	
7	Ghostbusters	★★★★☆
	Regie: Paul Feig	
8	The Legend of Tarzan	★★★★☆
	Regie: David Yates	
9	Mother's Day	★★★★☆
	Regie: Garry Marshall	
10	Suicide Squad	★★★★☆
	Regie: David Ayer	

Kinozuschauer

1 (1)	Suicide Squad (3 D)	16 114
	Regie: David Ayer	
2 (3)	Jason Bourne	5 379
	Regie: Paul Greengrass	
3 (-)	Mother's Day	4 400
	Regie: Garry Marshall	
4 (-)	Mechanic: Resurrection	4 085
	Regie: Dennis Gansel	
5 (2)	The Secret Life of Pets (3-D)	3 818
	Regie: Christ Renaud/Yarrow Cheney	
6 (-)	The Shallows	1 670
	Regie: Jaume Collet-Serra	
7 (6)	Me Before You	1 348
	Regie: Thea Sharrock	
8 (-)	Pete's Dragon (3 D)	1 209
	Regie: David Lowery	
9 (-)	Lights Out	1 100
	Regie: David F. Sandberg	
10 (8)	Vor der Morgenröte	999
	Regie: Maria Schrader	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	The Jungle Book (Disney)
2 (-)	Allegiant – Die Bestimmung (1) (Ascot)
3 (-)	The Huntsman & The Ice Queen (Universal)
4 (1)	Batman vs. Superman (Warner)
5 (2)	Zoomania (Disney)
6 (4)	The Choice (Impuls)
7 (7)	Dirty Grandpa (Rainbow)
8 (6)	London Has Fallen (Impuls)
9 (5)	Vikings, Staffel 3 (Fox)
10 (3)	Downton Abbey, Staffel 6 (Universal)

Quelle: Media Control



Zwischeneiszeit: Greta Gerwig in «Wiener-Dog».

Kino

Taumeln mit dem Würstchenhund

Todd Solondz ist Amerikas irrster Aussenseiter, seine Filme aber sind auf vertrackte Weise vergnüglich. «Wiener-Dog» ist sein jüngstes Opus. *Von Wolfram Knorr*

Der widerborstige Cineast, ganz weit weg vom Mainstream, ist unter dem kommerziellen Aspekt ein armer Schlucker. Als kreativer Schrägvogel ist er das Gegenteil: ein erfindungsfreudiger Erzähler, der mit dem Film seinen eigenwilligen und minimalistischen Schabernack treibt. Der Mann heisst Todd Solondz und hat bereits ein beachtliches Werkverzeichnis. Sein Durchbruch gelang ihm mit «Welcome to the Dollhouse» (1995); es folgten «Happiness» (1998), «Storytelling» (2001) und «Palindrome» (2004). Danach gab's noch weitere Filme, bis sein jüngstes Opus «Wiener-Dog» (2016) wieder in unsere Kinos fand.

Sein bevorzugtes Milieu ist die bürgerliche Vorstadt mit ihren cleanen Fassaden, hinter denen sich Abgründe auftun. Das ist ein Claim, in dem auch der Mainstream mit Genuss schürft, doch Solondz' Gemütslagen-Porträts siedeln jenseits des Kältepols, mit skurriler Wirkung. Seine Figuren sind seelisch bleich, als befänden sie sich in einer Zwischeneiszeit. Was sie im Innersten zusammenhält, haben sie vergessen. Deshalb taumeln sie immer wieder an die Ränder ihres bürgerlichen Daseins. In «Wiener-Dog», aus vier Episoden bestehend, projizieren die Unglücksraben ihre Orientierungslosigkeit auf einen Dackel (Wiener-Dog gleich «Würstchenhund»), als könnte er ihnen die richtige Richtung weisen.

So besorgt der Vater (Tracy Letts) seinem neun-jährigen Remi (Keaton Nigel Cooke), der sich von einer Chemotherapie erholt, einen Dackel. Die Mutter (Julie Delpy) ist weniger begeistert. Sie sorgt sich um ihre parentief gewienerte Villa, weshalb der Hund gleich mal sterilisiert wird. Remi ist tieftraurig und gibt ihm danach einen Schokoriegel – und schon scheisst dieser und erbricht sich über die glänzenden Fliesen. Da will Papa den Köter einschläfern lassen, doch die Tierarztgehilfin Dawn Wiener (Greta Gerwig), als Teenie das drangsalierte Schulmädchen aus «Welcome to the Dollhouse», verhindert es und nimmt den Dackel zu sich. Zufällig trifft sie auf Brandon (Kieran Culkin), auch ein alter Freund aus «Dollhouse», heute ein Junkie. Gemeinsam besuchen sie seinen Bruder und dessen Frau – beide leiden an Trisomie 21. Dort findet der Dackel sein Glück.

Professor Dave Schmerz (Danny De Vito), der an der New York University Drehbuchschreiben unterrichtet, wird von den Studenten verspottet und verachtet, und es droht ihm die Entlassung. Einziger Halt ist sein Dackel. Ein Drehbuch, das er zigital überarbeitet und an Agenten geschickt hat, wird von keinem gelesen, aber alle finden es toll. Mit Hilfe des Dackels versucht er sich zu rächen. In der letzten Episode geht es um die tranig-schlamperte Zoe (Zosia Mamet), die ihre krebserkrankte Oma Nana (Ellen

Burstyn) besucht, um ihr Geld aus den kranken Rippen zu leiern. Ihr Dackel heisst «Cancer».

Todd Solondz' «Wiener-Dog» ist weniger subversiv als vielmehr karikaturistisch. Es geht ihm um den Kreislauf des Lebens, und der beginnt mit dem Kind, dann folgt die Jugend, bis zur alten kranken Dame. Das mag weniger böse klingen als seine früheren Filme, aber die kalte, bonbonfarbene Optik von Ed Lachman («Carol»), das gnadenlos distanzierte Spiel der Protagonisten und die irren Dialoge bleiben ein schwarzes Vergnügen: Auf der Fahrt zur Sterilisation des Dackels fragt Remi, warum das sein müsse, und die Mama erzählt ihm von ihrem Pudel. Der sei mal von einem wilden Hund namens Mohammed vergewaltigt worden. Der Pudel sei nicht sterilisiert gewesen, und Mohammed habe wüst weiter vergewaltigt, «wahrscheinlich auch Eichhörnchen». ★★★★★

Weitere Premieren

Fuocoammare — Gianfranco Rosi ist einer der eigenwilligsten Dokumentaristen («Sacro GRA»), dem es nicht um simple Informationen geht, sondern darum, sie mit der Kraft der Magie zu vermitteln. Für sein jüngstes Werk hielt er sich über ein Jahr auf der Insel Lampedusa auf und zeigt in intensiven Bildern das gleichmütige Leben der Einheimischen und das der Flüchtlinge, die auf der Mittelmeerinsel stran-



Beunruhigendes Bild: «Fuocoammare».

Fragen Sie Knorr

Zwischen DC-Comics- und Marvel-Comics-Verfilmungen würde es wild zugehen, heisst es. Ist es dem Superhelden-Fan nicht egal, aus welcher Küche der jeweilige Film stammt? E. G., Luzern



Wild im Sinne, dass sie sich gegenseitig hochschaukeln bis zur (finanziellen) Besinnungslosigkeit. Im Moment hat Marvel die Nase vorn, was DC anspricht. Der zurzeit stattfindende Wettlauf läuft aber noch aus einem anderen Grund aus dem Ruder: Die Filme, die sie auf den Markt schmeissen, werden

den oder von Rettungsbooten aufgegriffen werden. Wie die Hilfskräfte schufteten und sich auch im Stich gelassen fühlen, die Einwohner schier unbeteiligt vom aktuellen Geschehen ihrem Alltag nachgehen, das wirft ein beunruhigendes Bild auf Europas Situation. ★★★★★



Superzauberer: «Now You See Me 2».

Now You See Me 2 — Der einzige Witz des Films: Daniel Radcliffe alias Harry Potter spielt hier keinen Zauberer! Auch alle anderen, die mit von der Partie sind, von Jesse Eisenberg über Woody Harrelson bis Dave Franco, die tollen Magier, sind keine Zauberer, sondern mimen sie nur. In der Fortsetzung des einst gelobten Hokusfokus-Nonsens geht es noch uninspirierter und humorloser zu. Es ist wieder der gleiche Quatsch: Superzauberer drehen dem Kapitalismus eine Nase, und Mark Ruffalo, der als FBI-Agent hinter ihnen herjagt, entpuppt sich selbst als schlimmer Finger. Verzaubert wird hier niemand. ★★★★★

Un homme à la hauteur — Eine junge, schöne und wohlhabende Anwältin (Virginie Efira) verknallt sich in einen schönen, erfolgreichen und wohlhabenden Architekten. Einziger Makel: Er ist gerade mal 1,36 Meter gross. Frankreichs Star Jean Dujardin spielt den tricktechnisch verkleinerten Schönling und grinst selbstgefällig, nach dem Motto: «Na, du schöne Maid, mal was ausprobieren?» Sagenhaft verlogen. ★★★★★

immer hirnloser. Ihren Hardcore-Afficionados gegenüber ist das heikel. Diese kennen kein Pardon: Wenn etwas falsch ist, dann folgen die Hashtags. Nicht umsonst beeilen sich Regisseure und Produzenten, die wieder eine neue Superhelden-Kreation in der Mache haben, am Comic-Con in San Diego ihr Projekt wenigstens auszugsweise vorzustellen. DC werde dabei argwöhnisch beäugt, weil man da das Figurenkabinett nicht so richtig im Griff habe.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Die Erfindung des Swing

Von Peter Rüedi

Loren Schoenberg ist einer der skrupulösesten Jazzhistoriker, und als solcher setzt er mit seinen jede Session kommentierenden *liner notes* zu einer weiteren epochalen Klassikeredition des Labels Mosaic abermals einen Meilenstein: Die «Classic 1936–1947 Count Basie and Lester Young Studio Sessions» repräsentieren insgesamt einen Gipfel der Jazzgeschichte. Bei diesem monumentalen Reprint bleibt kein Auge trocken und kein Fuss unbewegt. Die Generation, die mit der binären Brutalo-Rhythmik des Rock gross geworden ist, mag sich über «Kopfnicker- und Fingerschnipp-Jazz» lustig machen. Anhand dieser 173 *takes* kann sich jeder mit der Faszination des schwebenden Swing vertraut machen, jenes rhythmischen Faszinosums, das nicht an eine historische Musikform gebunden ist und selbst noch sehr gute Rockmusiker oder Klassikexponenten auszeichnet. Eine fast spirituelle Qualität, deren Grossmeister Basie wie Young waren. Schoenberg beginnt seinen Essay mit der Feststellung, dass die meisten grossen Jazzmusiker mit einem langsamen Crescendo in ihre Schallplattenkarriere hineingewachsen sind: Louis Armstrong in der Band von King Oliver, Coleman Hawkins mit Fletcher Henderson, Basie mit Bennie Moten, Benny Goodman mit Ben Pollack. Lester Young war ein Spätzügler. Dafür waren seine ersten Soli, aufgenommen 1936, auf Anhieb vollkommene Meisterwerke, sozusagen die Neuerfindung des Tenorsaxofons, zumal die ingeniosen langen Melodie-linien, die er am 9. November 1936 über «Oh, Lady Be Good» blies: unverwechselbar in der trockenen Intonation und im melodischen Lyrismus. Das war der neue Sound, ganz anders als die vollfetten Vibrati von Coleman Hawkins und seinen Nachfolgern. Die All American Rhythm Section von Basie, Freddie Green, Walter Page und Jo Jones war der Treib- und Triebstanz hinter dieser fliegenden, atmen- den, ganz und gar zeitlosen Musik.



Classic 1936–1947
Count Basie and Lester Young
Studio Sessions. 8 CDs.
Mosaic Records 263

Juwel an der Oder

Zu Besuch im polnischen Breslau, der europäischen Kulturhauptstadt 2016. *Von Hildegard Schwaninger*



Stadt der Begegnung: Breslau (Wrocław).

Am 10. Dezember wird in der diesjährigen Kulturhauptstadt Breslau (Wrocław) der Europäische Filmpreis verliehen. Auf der Shortlist steht der Dokumentarfilm «Ein deutsches Leben» über die Sekretärin von **Joseph Goebbels**. Er beleuchtet das Leben der heute 105-jährigen **Brunhilde Pomsel**, die drei Jahre Sekretärin des NS-Propagandaministers war und so zum inneren Machtzirkel des Dritten Reiches gehörte. Auch ein Zürcher qualifizierte sich für die Auswahlliste: **Jan Gassmann**, bekannt durch den Schweiz-kritischen Film «Heimatland» (2015) – ein Gemeinschaftswerk von zehn Regisseuren – zeigt den Dokumentarfilm «Europe, She Loves», eine mit Kameramann **Ramon Giger** gefilmte Reise durch die Liebesgepflogenheiten junger Menschen in Dublin, Tallinn, Sevilla und Thessaloniki.



Gebildet und galant: Botschafter Sokolowski.

Auf Einladung von **Jaromir Sokolowski**, Botschafter der Republik Polen in Bern, besuchten wir Breslau, die europäische Kulturhauptstadt. Sokolowski ist ein typischer Vertreter seines Standes: wohlgezogen, sprachgewandt, gebildet und galant. Er spricht perfekt Deutsch, hat Germanistik studiert, war Diplomat in Berlin. Er liebt die Schweizer Weine, die Schweizer Berge sowie das Lucerne Festival und das Festival von Verbier. Sokolowski ist verheiratet mit einer Landsmännin (Juristin) und Vater von drei Kindern.

Seit Breslau den Zuschlag als europäische Kulturhauptstadt bekommen hat, hat die 650 000-Einwohner-Stadt keinen Aufwand gescheut, um sich zu präsentieren. Flaggschiff ist das Nationale Forum für Musik, im September 2015 eröffnet und damit (auch in puncto Akustik) die modernste Konzerthalle Europas. Es hat vier Konzertsäle (der grösste fasst 1800 Besucher), steht auf einem grossen, leeren Platz (vis-à-vis der Oper und dem eleganten Hotel «Monopol»). Hier wird die Filmpreisverleihung stattfinden. Auf dem «Walk of Fame» vor der Konzerthalle steht zuoberst ein Name, den man auch in Zürich kennt: **Christoph Eschenbach**. Der Pianist und Dirigent war ein paar Jahre Chefdirigent der Zürcher Tonhalle. Eschenbach wurde in Breslau geboren, floh 1945 mit seiner Grossmutter in den Westen. Kurzer Blick in die Geschichte: 1945 wurde die

gesamte Bevölkerung von Breslau ausgetauscht. Die deutsche Bevölkerung floh vor der Roten Armee aus der Stadt, Menschen aus dem östlichen Polen siedelten sich in Breslau an.

Die Stadt hat einen der schönsten historischen Marktplätze Europas, sie liegt romantisch an der Oder, hat die viertmeisten Brücken in Europa (nach Venedig, Amsterdam und St. Petersburg). Breslau ist eine Studentenstadt, zurzeit leben hier 130 000 Studenten (die Universität ist gratis). Am Breslauer Gymnasium hat **Joseph von Eichendorff** studiert, an der Universität die konvertierte Nonne **Edith Stein**, mittlerweile heiliggesprochen. Komplette herausgeputzt wurde das Museum für zeitgenössische Kunst, das eine Sammlung polnischer Kunst aus der zweiten Hälfte des 20. und dem 21. Jahrhundert zeigt und in dem zurzeit ein Teil der Sammlung Erich Marx aus dem Hamburger Bahnhof – Museum für Gegenwart, Berlin, gastiert.

Breslau ist, wie alle Städte von aussergewöhnlicher Schönheit, ein Touristenmagnet, eine «Stadt der Begegnung» (Titel des Bildbands von **Stanislaw Klimek**). Man sieht Seniorengruppen, die in Bussen aus Deutschland angereist sind (Berlin liegt nur 4 Stunden entfernt), und junge Leute aus Spanien, Grossbritannien, Tschechien, Russland. Bei Briten und jungen Deutschen sollen, wie uns Führerin Renata erzählt, Jungesellenausflüge beliebt sein. Die polnischen Frauen sind sehr attraktiv. Und die Preise unschlagbar. Im Jazz-



«Europe, She Loves»: Filmemacher Gassmann.

klub «Vertigo» mitten in der Stadt, wo jeden Abend eine Band spielt und die Kellnerinnen supernett und bildhübsch sind, kostet der teuerste Drink (er heisst «Yass») 24 Zloty (5 Franken), Mai Tai oder Whisky Sour gibt es für 17 Zloty (3.50 Fr.). Ein Bier kostet nirgends mehr als 1 Euro. Man kann es also richtig knallen lassen in der Stadt; gerade fand ein Filmfestival statt, an dem 20 000 Besucher den Marktplatz füllten.

Das ist es, was Botschafter Sokolowski an Breslau gefällt: «Die Verbindung von historischer Bedeutung und Vorwärtsgewandtheit – und dass die Stadt ein Anziehungspunkt für junge Menschen ist.»

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Wir gegen den Rest der Welt

Die Tourismusfachfrau Livia Scherrer, 33, und der Architekturmodellbauer Thomas Waser, 34, haben kürzlich geheiratet. Zur Hochzeit gab es ein Anker-Tattoo.



Aus vollem Herzen: Ehepaar Waser.

Livia: Wir haben uns im Internet-Chat kennengelernt. Thomas' Account war ohne Bild, aber mir gefiel der Name Vans77. Ich dachte, es sei sein Jahrgang, später stellte sich heraus, dass das nicht stimmt. Er inspirierte sich vielmehr am Jahr, in dem der Punk entstand. Wir verabredeten ein Blind Date. Seinen Look und seine offene Art fand ich anziehend.

Thomas: Mir gefiel ihre sportliche Figur und dass sie Fun-Sportarten mag. Später verliebte ich mich in ihre Herzlichkeit und in ihr Temperament.

Livia: Als meine Freundin einen Wochenend-Trip ins Tessin kurzfristig absagte, fragte ich spontan Thomas, ob er mitkommt. Man könnte meinen, es sei ein Risiko damit verbunden, weil man sich nicht absolut sicher sein kann, ob man mehrere Tage harmoniert, aber ich hatte ein gutes Gefühl.

Thomas: Wir sind trotz schlechter Wettervorhersage gefahren. Aus dem Plan, unter freiem Sternenhimmel zu übernachten, wurde nichts, da es wie aus Kübeln schüttete.

Livia: Wir fuhren am selben Abend wieder nach Hause ins Glarnerland, ins Ferienhaus meiner Eltern. Das Wochenende war super,

wir verstanden uns sehr gut. Wir redeten stundenlang, gingen baden, grillierten am Wasser. Ich erfuhr viel von seinem unkonventionellen Leben. Ich habe mich in seine ungewöhnliche Art verliebt, seine Lust, dem Leben Schräges und Wildes abzurufen. Bevor wir nach Hause fuhren, fragte mich Thomas, ob unsere Geschichte etwas Ernstes sei. Ich hatte mir in der Zwischenzeit überlegt, dass unsere Leben gut zueinander passen, und konnte seine Frage aus vollem Herzen bejahen. Wir gegen den Rest der Welt: So ist es bis heute geblieben.

Thomas: Wir sind auf einer Wellenlänge und schauen politisch in die gleiche Richtung. Die gleiche Meinung teilen wir zwar nicht immer, jedoch finden wir bei wichtigen Fragen und Entscheidungen immer einen Kompromiss. Das Wichtigste an der ernsthaften Liebe ist, dass man einen Menschen gefunden hat, der sich ohne Wenn und Aber für einen einsetzen wird. Ist dies vom Gefühl her der Fall, hat der Topf seinen Deckel gefunden.

Livia: Zur Heirat entschlossen wir uns unromantisch, aber dezidiert: Drei Wochen vor dem grossen Tag sagten wir ja zueinander. Wir wollen eine Familie sein. Ausser unseren Trauzeugen und meinem Vater, den Thomas hoch offiziell um meine Hand bat, haben wir niemandem etwas gesagt. Die Vorbereitungen organisierten wir zu zweit. Sogar mein Hochzeitskleid suchten wir zusammen aus.

Thomas: Am 16.6.2016 liessen wir uns ein Anker-Tattoo stechen, da wir das Wasser lieben und dieses Symbol für uns den gegenseitigen Halt bedeutet. Gemeinsam mit unseren Trauzeugen genossen wir einen ruhigen und doch sehr emotionalen Tag. Dass wir den gleichen Namen tragen, war sehr wichtig für mich. Nun sind wir auch vor dem Gesetz eine Familie.

Livia: Zwei Wochen später luden wir die Familien zu einem Gala-Brunch ein. Auch diesen Tag genossen wir in vollen Zügen. Mir war wichtig, dass mich mein Vater auf das Schiff begleitete und mich dann vor allen Gästen am Steg an Thomas übergab. Begleitet von einer wunderschönen Rede, liefen wir in den Hafen der Ehe ein.

Protokoll: Franziska K. Müller

Selbstradikalisiert

Von Andreas Thiel — Sind alle Attentäter Terroristen?

Journalist: Wie sicher ist Europa? Hat der Terror mit dem Islam zu tun?

Regierungssprecher: Die Nachrichtendienste wurden personell aufgestockt. Zudem haben wir neue gesetzliche Grundlagen geschaffen, welche die Überwachungsmöglichkeiten der Geheimdienste erweitern. Vom nachrichtendienstlichen Standpunkt aus gesehen ist Europa sicherer denn je. Und nach den neusten Erkenntnissen hat der jüngste Terror nichts mit dem Islam zu tun. Die meisten Attentäter waren den Nachrichtendiensten unbekannt. Es handelt sich somit nicht um nachrichtendienstlich relevante Terroristen. Ob es Anschläge mit terroristischem Hintergrund sind oder einfach ganz normale Anschläge, das ist die Frage, die wir klären müssen.



Journalist: Die meisten Attentäter sind Muslime und rufen «Allahu akbar!», bevor sie töten.

Regierungssprecher: Da es sich nicht um registrierte Mitglieder islamischer Terrororganisationen handelt, ist der terroristische Hintergrund dieser Attentate schwierig nachzuweisen. Es könnte sich geradeso gut um Fälle von Selbstradikalisierung handeln.

Journalist: Das ist beruhigend.

Regierungssprecher: Ja, denn das heisst, dass terroristische Organisationen in Europa nicht den Einfluss haben, den man aufgrund der Anschläge befürchten müsste.

Journalist: Die Terroristen wurden also nicht gezielt manipuliert, sondern kamen scheinbar ganz alleine auf falsche Gedanken. Das entlastet wenigstens die Terrororganisationen, welche ja sonst immer für jedes Attentat den Kopf erhalten müssen.

Regierungssprecher: Und ich möchte betonen, dass von zehn Anschlägen deren zwei nicht islamisch inspiriert sind. Es besteht also keine Bedrohung von islamischer Seite.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Verlorener Schatz

Von Peter Rüedi



Als Christoph Künzli, Schweizer Winzer und Weinhändler, 1988 zum ersten Mal in dieses verlorene gesegnete Hügelland kam, die Colline Novaresi, grob gesagt, zwischen Novara und dem unteren Ende des Lago Maggiore, traf er auf den alten Antonio Cerri, den letzten Winzer, der noch authentische, langlebige Boca-Weine kelterte. Cerri war überzeugt, dass mit ihm auch der Boca sterbe. In dem Moment hatte Künzli seine Mission gefunden. Boca gehört zu den weniger bekannten der insgesamt ins Abseits gerutschten Zonen des Nordpiedmont, die auf den ersten Blick so gar nicht wie Weinbaugebiete aussehen, schon gar nicht wie welche, die den mythischen Lagen der Langhe (Barolo, Barbaresco) das Glas reichen könnten. Dabei war dies vor nicht einmal hundert Jahren mit 40 000 Hektaren das Weinzentrum des Piemont (zum Vergleich: Heute umfasst das Piemont insgesamt 53 000 Hektaren). Der Nebbiolo wurde hier «Spanna» genannt und zum Teil mit bedenklicher Nachlässigkeit auf Masse hin produziert, was das Seine zum Niedergang der Zone beitrug. Heute ist das Nordpiedmont mit den Appellationen Ghemme, Gattinara, Bramaterra, Lessona und eben Boca ein Geheimtipp für Kenner geworden, die ihre Vorliebe für diese kräftigen bis kantigen, jedenfalls eigenwilligen Weine als Ausweis vor sich hertragen. Künzli tat noch ein Übriges: Er restaurierte hundertzehnjährige, mit der autochthonen Sorte Croatina bewachsene und fast verwaldete Weinberge und beförderte den nur mit 20 Prozent anderen Autochthonen versetzten DOC Colline Novaresi zum Flaggschiff seines Weinbaubetriebs «Le Piane» – ein Wein wie keiner, markiert von den mineralischen Kiesböden vulkanischen Ursprungs: dunkelbeerige Aromen (Kirschen und Brombeeren), Tabaknoten, kräftige, während des langen Ausbaus domestizierte Tannine. Ein grosses, originelles Trinkvergnügen, das alle entzückt, die die Geduld aufbringen, ein zweistündiges Dekantieren abzuwarten. Kaum zu glauben, dass die Croatina eine Verwandte der meist im roten Schaumwein verheizten Bonarda ist!

Christoph Künzli Le Piane Colline Novaresi DOC 2011. 12,5%. Scala Vini, Leissigen. Fr. 34.–. www.s-fabrik.ch

Mann mit Mission

Tom Wickboldt will auf der Ferieninsel Usedom nicht nur gut kochen, sondern auch die kulinarische Kultur fördern. Von David Schnapp



Einfache Grundzutaten, sanft veredelt: Küchenchef Wickboldt.

Die Reise in den Sommer (siehe «Auto», Seite 73) führte mich – nicht zum ersten Mal – auf die Ferieninsel Usedom in der deutschen Ostsee, wo durchaus auf ein gewisses touristisches Niveau geachtet wird. Deutschlandreisende mit kulinarischen Ansprüchen kennen aber das Problem, das ein Koch im Hinblick auf die Esskultur seiner Landsleute sinngemäss einmal so beschrieben hat: «Die Deutschen würden niemals zwanzig Euro für eine Flasche Olivenöl ausgeben, aber für einen Liter Motorenöl bezahlen sie diesen Preis klaglos.»

Die Lebensmittelpreise in Deutschland gehören zu den tiefsten Europas, der Anteil der Ausgaben für Nahrung liegt gemäss der Website statista.com bei 13,6 Prozent (2015). Zum Vergleich: 1960 gaben die deutschen Haushalte durchschnittlich noch 38 Prozent des Einkommens für Nahrungsmittel, Getränke und Tabakwaren aus. In Bezug auf die (Spitzen-)Gastronomie stellt man fest: Es gibt im Riesenreich der Kanzlerin hervorragende Köche, einige gehören zu den besten der Welt, aber es gibt keine breit abgestützte kulinarische Leitkultur.

Im Kleinen arbeitet der vierzigjährige Rostocker Tom Wickboldt dieser Tatsache entgegen. Als erstes Restaurant überhaupt auf der Insel Usedom hat das nach dem Küchenchef benannte Lokal im romantischen Jugendstilbau des Hotels «Esplanade» in Heringsdorf vom «Michelin» 2013 einen Stern bekommen. Aber

Wickboldt scheint es nicht in erster Linie um den eigenen Ruhm und die Ehre zu gehen, sein Ziel sei es, sagt er, die kulinarische Kultur vor Ort zu fördern und junge Köche mit höheren handwerklichen Fertigkeiten auszustatten.

Solide Basis

Wickboldt serviert auf der soliden Basis klassischer Küchentechniken ein Menü, das zeitgemäss daher kommt und die Geschmäcker der Region mit den Aromen der Welt verbindet. Der roh marinierte Saibling mit etwas Limette und knackigem grünem Spargel, Miso-Hollandaise und Kalamansi ist so ein Gericht, das durch die fruchtig-säuerliche Umrandung mit exotischen Früchten bekannte Produkte in neue Zusammenhänge stellt. Oder der Kartoffelschaum mit einer schlotzigen, cremigen Kartoffel, einer mundfüllenden, ätherischen Dillcreme, mit Schmand und Kaviar vom weissen Stör: einfache Grundzutaten, sanft veredelt.

Nach sechs Gängen für sehr vernünftige 110 Euro – der Preis für etwa vier Flaschen Motorenöl – verlasse ich das schmucke Restaurant voller Hoffnung in Hinsicht auf die kulinarische Kultur Deutschlands: Die schaffen das.

Restaurant Tom Wickboldt, Seestrass 5
D-17424 Seebad Heringsdorf. Tel. +49 38378 700
Sonntags bis dienstags geschlossen, nur Abendessen.
Ausführliche Besprechung des Menüs auf www.dasfilet.ch



Auto

Ein Sommer im Siebner

Die grosse, lange Limousine von BMW ist nicht nur etwas für Staatsgäste. Es ist das perfekte Familienauto. Teil 1. *Von David Schnapp*

Ferienzeit ist Autoreisezeit, zumindest in unserer kleinen Familie. Im Laufe der letzten Jahre haben wir die Sommerfahrten in unterschiedlichsten Modellen zurückgelegt. Die eleganteste und komfortabelste Art bleibt das Reisen mit einer grossen, luxuriösen Limousine. Das hat mit dem Komfort zu tun und vor allem mit dem Platz – nicht zuletzt im Fond und im Gepäckabteil. Denn Thule-Boxen, die man anbringt, um die Transportkapazitäten zu er-

höhen, kommen mir nicht aufs Dach. Das wirkt so unästhetisch wie künstliche Fingernägel aus Acryl, beschädigt die Harmonie von Form und Funktion und sieht immer falsch aus.

Diesen Sommer fiel die Wahl auf den BMW 7er, den der bayerische Autohersteller deutlich nach oben positioniert hat. War ein BMW 750i bis dahin die grosse Limousine, die man am liebsten selber fährt, ist sie das zwar immer noch, aber sie ist auch ein Auto, in dem man gerne hinten rechts Platz nimmt und gefahren werden will. Das gilt besonders für den mir anvertrauten BMW 750Li xDrive, also die verlängerte Version des neuen Flaggschiffs.

Fährt sich wie ein BMW

Im Vergleich zum normalen Siebner hat der 750Li 45 Kilogramm mehr Gewicht und einen um 14 Zentimeter längeren Radstand. 14 Zentimeter können durchaus die Welt bedeuten, wenn man tausend Kilometer auf dem Rücksitz zurücklegt. Denn zwischen Vorder- und Rücksitz ist jetzt so viel Platz wie in der Business

Class eines Flugzeugs. Tatsächlich reist man im langen Siebner eher wie mit einer guten Airline als mit einem Auto. Vorteil: Einchecken und Kontrollen entfallen, andererseits bietet einem auch niemand ein Glas Champagner an. Optional erhältlich ist für hinten rechts dafür die «Executive Lounge»: Auf Knopfdruck faltet sich der Beifahrersitz gewissermassen zusammen, ermöglicht so hinten maximale Beinfreiheit, und fährt eine Fussstütze aus.

Ich aber sass am Steuer, während Frau und Kind hinten ihre Ruhe hatten. Die BMW-Strategen haben zwar viel in Komfort und luxuriöses Ambiente investiert. Aber es ist immer noch ein BMW, und er soll sich gefälligst auch so fahren. Nun, von aussen mag der 750Li ein grosses, exakt gezeichnetes Schiff sein, als Fahrer hingegen erlebt man ein Auto, dessen mühelose Kraft und Souveränität auch nach zweitausend Kilometern (Verbrauch: durchschnittlich 10,4 Liter) noch beeindruckt. Die Beschleunigung wirkt jederzeit spielerisch leicht, und wenn man sich mit 200 km/h in eine lange Autobahnkurve legt, scheint die aktive Luftfederung die Gesetze der Physik in Frage zu stellen.

Fazit: Bei Ferienreisen geht es natürlich immer ums Ankommen, aber es gab Momente im 750Li, wo mir das gar nicht so wichtig war.

Nächste Woche: Was taugen die technischen Spielereien im 7er-BMW?

BMW 750Li xDrive

Leistung: 450 PS/330 kW
Hubraum: 4395 ccm; V/max: 250 km/h
Preis: Fr. 140 700.– (Testwagen:
Fr. 207 860.–)





«Wie zugeflogen»: Ernährungs- und Lebensstil-Entwicklerin Damaso.

MvH trifft

Nadia Damaso

Von Mark van Huisseling — Die Kochbuch-Schreiberin ist so jung und erfolgreich, dass sie kein Geschäftsmodell braucht.

Sind Sie Food-Bloggerin oder Kochbuch-Schreiberin oder Ernährungsberaterin – oder was genau? – «Food-Bloggerin würd' ich mich nicht nennen. Kochbuchautorin schon. Ernährungsberaterin nicht. Für mich ist das, was ich mache – «Eat better not less» [«Iss besser, nicht weniger», so ihr Slogan] –, ein Lifestyle. Da gehört viel dazu: Gesundheitsbewusstsein im Alltag, Bewegung; gute Ernährung, aber ohne grossen Verzicht, sondern mit Genuss ... Ich weiche der Frage ein bisschen aus, weil ich es selber nicht genau weiss, es ist noch offen.» – «Wie erklären Sie Ihrer Grossmutter in Pontresina, was Sie machen von Beruf?» – «Ähm, ich hab ein Kochbuch geschrieben und einiges darum herum gemacht. Und jetzt, im letzten halben Jahr, läuft ziemlich viel, haha, ich muss schauen, dass es nicht zu viel wird, es ging alles so schnell.»

Nadia Damaso ist eine Schweizer Kochbuchautorin. Sie veröffentlicht in sozialen Netzwer-

ken Rezepten, zudem fotografiert sie das Zubereitete selber. Oft lässt sie sich von der Küche fremder Regionen – Nordafrikas oder Südindiens etwa – beeinflussen. Sie bezeichnet ihre Art zu kochen und zu essen, ihre Leitidee, nicht als Diät, sondern als Lifestyle. Von ihrem ersten Kochbuch, «Eat better not less», wurden seit dem Erscheinen vergangenes Jahr über 30 000 Stück verkauft in der Schweiz und in Deutschland; es soll nun ins Englische übersetzt werden, was Seltenheitswert hat. Da die Mehrheit der 160 000 Leute, die ihr auf Instagram folgen, nicht im deutschen Sprachraum wohnt, sondern in Amerika, Australien, Grossbritannien – sie veröffentlicht ihre Beiträge auch auf Englisch –, ist der Verlag zuversichtlich für die englische Ausgabe. Sie selber habe dank «Eat better not less» fünfzehn Kilo verloren, sagt sie. Nachdem sie als junges Mädchen regelmässig Sport getrieben hatte, etwa Langlauf auf Wettkampfniveau, verbrachte sie mit sechzehn ein halbes

Jahr in Kanada, wo sie sich wenig bewegte, dafür viel und anders ass. Retour zu Hause, verzichtete sie auf weisses Mehl (helles Brot) und raffinierten Zucker (Desserts mehrheitlich), zudem begann sie wieder zu trainieren – und die Pfunde purzelten. Sie wuchs in Pontresina auf, heute lebt sie in Zürich. Morgen Freitag, 2. September, 12.00 Uhr, hält sie einen Vortrag an der «Live Life», der Messe für gesunden Lebensstil, in der Maag Event Hall in Zürich.

«Ist «Eat better not less» auf Ihrem Mist gewachsen, oder gab es was Ähnliches schon?» – «Ich habe gesagt, nachdem ich das Gymnasium abgeschlossen hatte: Meine Social Media laufen so gut, weshalb mache ich das nicht professionell? Dann habe ich lange dran herumstudiert, ich wollte eine klare Botschaft. Bestimmt hat schon mal jemand «Eat better not less» gesagt, aber es [der Koch- und Ernährungsansatz, der Lebensstil] ist durch eigene Gedanken entstanden.» – «Und die Rezepte, die Sie auf Ihrer Website liefern – zum Beispiel Avocado-Cashewnuss-Toast oder Randen-Falafel-Burger –, sind die «kuratiert», oder haben Sie sie ausgedacht?» – «Jedes Rezept für mein Buch habe ich neu entwickelt. Ich mache jeden Tag ein neues Rezept. Das läuft bei mir so, Rezepte kommen wie zugeflogen. Ich mache sechsmal in der Woche Sport, geh' viel joggen ... Das und die Natur sind meine Inspirationsquellen, in der Natur kommen mir Ideen.»

«In welchem Alter haben Sie angefangen zu kochen?» – «Mit zehn, elf Jahren. Ich hab mich in der Küche eingeschlossen, und dann durfte vier Stunden niemand von der Familie reinkommen. Ich hab ein Riesen-Züg gemacht, Dreigänger gekocht. Ich bin meinem Mami und meinem Papi dankbar, dass sie mich machen liessen ... Es gab immer alle Zutaten zu Hause, der Kühlschrank war immer voll.» – «Hatten sie ein Restaurant?» – «Nein, mein Vater kann nicht kochen; meine Mutter ist medizinische Masseurin, mein Vater ist auch sehr sportlich, er war acht Jahre der [OK-]Präsident des Engadiner Skimarathons.» – «Diese Frage ist für Sie vielleicht noch nicht so wichtig, weil Sie noch jung und schon erfolgreich sind: Haben Sie ein Geschäftsmodell?» – «Ich hab ein paar Visionen, ein Leitbild, wo ich mich in fünf Jahren sehe und wo nicht, was ich erreichen will. Ich bin eher international interessiert.» – «Wo sehen Sie sich in fünf Jahren?» – «Zahlen und Geld stehen nicht in meinem Leitbild. Ich glaube, wenn man etwas mit Leidenschaft machen kann, eine gesunde Selbsteinschätzung hat, wenn man gescheit ist, dranbleibt und Erfolg hat, dann kommt das Geld automatisch.» – «Was werden Sie als Nächstes tun?» – «Ich mache eine Reise diesen Herbst und schreibe dann das zweite Kochbuch, das nächsten Herbst rauskommt. Und ein Restaurant in Zürich wär' schön.»

Ihr liebstes Restaurant: Gartenhof, Gartenhofstrasse 1, Zürich, Tel. 043 266 63 63

	1	2	3	4		5		6		7	8	9	10	11
12						13	14		15		16			
17						18				19				
		20			21								22	
23	24						25					26		
				27		28			29					
30		31	32					33						
	34					35	36				37		38	
39					40					41				
42							43		44					
		45							46					
47							48					49		

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Scheint durchsichtig, ist auffällig

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Menschliche Station auf dem Weg zur Wahrheit. 7 Liegt buchstäblich nicht weit von Tahiti. 12 Gottheit, weit weit zurück auch so gesagt. 13 Mit Pfeil und Bogen bringt er Emotionen zum Wogen. 16 Mephistophelische Übereinkunft. 17 Sie ist den Kindern oft lieber als die Mamma. 18 Mit Vermutungen gepaarter Zeitvertreib. 20 Bei ihr hebt man richtig ab, aber ohne auszuflippen. 22 Franzosen mögen den femininen Artikel. 23 Für unseren Baum setzen wir das Ende an den Anfang. 25 Mit Ungeduld verbundene Tätigkeit. 27 Schier alterslos, die so genannte Unterkunft. 29 Zu einer unpassenden Zeit, das passt zu ihr. 30 Sie bringt blühend unzählige Farben in den Garten. 33 Macht man vor allem in den USA in 35 waagrecht. 34 Tegernseer Landstrasse, wie Münchner sie mögen. 35 Es ist laut Balzac das Barometer jeder Ehe. 37 Zwei Orte (GR, SH), ein Name, erinnert an Geld. 39 In der Verteidigung sehen viele auch Widerstand. 41 Renate Herta Dahlke alias diese Pyrelli. 42 Richtiges Verbundensein, digital gesehen. 43 Konvention, statt politisch gesellschaftlich. 45 Niveaus, sagen wir, sie sind gut überblickbar. 46 Sind neben Wolof und Pulaars grösste Volksgruppe in Senegal. 47 Die Sprache der Programmierer ist schweinish gut. 48 Unglaublich aber so gesehen wirklich wild. 49 Er ist bei Dummköpfen wohl fehl am Platz.

Senkrecht — 1 Kurz: global, gut organisiert, hilft Arbeitern. 2 Franzosen nennen die Stadt Renaix, Flamen so. 3 Für den Botaniker sind es Umbildungen von Sprossachsen. 4 Asien: Ein solches Land, so genannt auch er. 5 Der französische Männernamen passt zum französischen Schnaps. 6 Was er notiert, ist rechtlich quittiert. 8 Teils nicht gerade gross und von käsigem Aussehen. 9 Schwimmend, mit einem Schwanz wie ein Haken. 10 Blühende Fantasie: Elfenhandschuh im Volksmund. 11 Sie muten mytisch an, sind aber sichere Stützen. 12 Die Stadt sagt von sich, sie sei die älteste Stadt Österreichs. 14 Nachkomme Mohammeds - am Ende der Zeiten. 15 Er gehört zu Frankreich wie z.B. der Peugeot. 19 Was für ein Auftritt! 21 Die des Elefanten verdeckt die der Zwergantilope. 24 Ihre Worte: keineswegs nur Schall und Rauch. 26 Geht oft dem Krwall voraus. 27 Eine Art weiblicher Tell à la française. 28 Wäre Wüste, wenn statt einem a ein o stünde. 31 Gedankenlose Reaktion. 32 Bei ihr kann man fast bleiben, zumindest kurz unterkommen. 33 Über eine relativ lange Zeit – und das ständig! 36 Besonderes Ereignis, gibt sich zeitgemäss. 38 Die norwegische Insel gefällt Rothirschfreunden. 39 Duden-korrekt: schliesst an eine begründende Aussage an. 40 Hegen und pflegen tut er in Sonne und Regen. 41 Scheussliche Übelkeit bei normaler Gesundheit. 44 Halber Inselstaat in hohem Norden.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 481

	G	R	O	B		F	L	I	C	S		N		S
	R	A	B	A	T		A		R	E	G	E	N	T
M	A	T	E	R		N	U	F	E	N	E	N		E
E	N	T	R	O	P	I	E		M	O	R	A	S	T
S	T	E	I	N		B		G	E	R	T			I
S			N	I	K	L	A	U	S		E	L	G	G
I		Z		N	A	O	M	I		P	N	E	U	
N	A	U	M		R		O	S	L	O		I	R	R
G	E	H	E	I	M		R	E	A	L	I	S	T	
	H	A	U	T	E	N	G		U	L	S	T	E	R
B	R	U	T	A	L		O		R	E	N	E	N	S
	E	S	E	L		E	S	P	A	N	A			I

Waagrecht — 1 GROB 5 FLICS 11 RABAT (-t: Rabatt) 12 REGENT (war einer der grössten Diamanten seiner Zeit) 14 MATER (lat. f. Mutter) 15 NUFENEN 16 ENTROPIE 17 MORAST 18 STEIN (Gemeint ist bei den Alchemisten der Stein der Weisen) 19 GERT (-e) 20 NIKLAUS 23 ELGG 27 NAOMI (Campbell, Model) 28 PNEU 29 NAUM (ManU) 32 OSLO (hier wird Friedensnobelpreis vergeben) 34 IRR 35 GEHEIM 37 REALIST 39 HAUTENG 40 ULSTER 42 BRUTAL 43 RENENS 44 ESEL 45 ESPANA (span. f. Spanien)

Senkrecht — 1 GRANT (Unmut, finanz. Zuschuss) 2 RATTE 3 OBERIN 4 BARONIN 6 LAUE 7 CREMES 8 SENOR (señor, span. f. Herr) 9 NENA 10 STETIG 13 GERTEN 14 MESSING 15 NIBLO (Regisseur) 19 GUISE 21 KARMELE (Berg in Israel) 22 AMORGOS 24 LEISTE 25 GURTEN 26 ZUHAUS 28 POLLEN 30 AEHRE 31 MEUTE 33 LAURA 36 ITAL 38 ISNA (Sina) 41 RSI

Lösungswort — SAMENERGUSS

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

OMEGA



EIN AUSNAHMETURNIER MADE IN SWITZERLAND

Die European Masters fanden 1939 zum ersten Mal in Crans Montana statt und werden seitdem dort ausgetragen. Kein anderes europäisches Turnier kann eine längere Geschichte auf ein und demselben Platz vorweisen. Die am sehnsüchtigsten erwartete Golfveranstaltung des Schweizer Sportkalenders begrüßt Weltklassenspieler auf einem der am schönsten gelegenen Golfplätze der Welt. Es ist ein Heimspiel für die Marke OMEGA, deren Produkte seit 1848 in der Schweiz gefertigt werden.

Boutiques OMEGA Zürich • Genève • Luzern • Interlaken • Bern • Crans Montana


OMEGA

OMEGA EUROPEAN MASTERS
CRANS MONTANA
GOLF-CLUB CRANS-SUR-SIERRE